

#18.2023

DAS REPORTAGEMAGAZIN
www.reportageschule.de

GO KOMMT!

12 unerwartete Reportagen

In Heilbronn entsteht die Zukunft von KI.

Let's co-create it together.



The Global Home of Human AI

www.ip.ai

gefördert durch





Liebe Leserin, lieber Leser,

während wir diese Zeilen schreiben, holt die Welt tief Atem, mal wieder. Israel hat Panzer und Truppentransporter aufgeföhren an der Grenze zu Gaza. Man wird in den Krieg ziehen gegen die Hamas. Wie groß wird der Konflikt, wie lange wird er dauern? Die Frage bedrückt uns.

Und sie betrifft uns ganz unmittelbar. Dennis und Lars waren auf dem Weg in den Nordirak. Anna und Laila wollten in wenigen Tagen ins Westjordanland aufbrechen. Das Goethe-Institut Kairo, unter der Leitung von Susanne Höhn und Yasmina Suleiman, hatte die Reportageschule eingeladen, aus den arabischen Ländern zu berichten, von Marokko bis Saudi-Arabien.

Und jetzt? Sie werden trotzdem aufbrechen, die vier - in andere Länder der Region. Sie werden neue Flüge buchen, neue Storys vorbereiten. Sie werden, genau wie die übrigen acht, Reportagen mitbringen aus den arabischen Ländern, aus einer Region im Aufbruch.

Und so haben wir es wieder erlebt: Man kann in Redaktionen vieles planen, doch letztlich ent-

scheidet die Wirklichkeit vor der Redaktionstür über die Geschichten, die man nach Hause trägt.

Auch bei diesem GO-Magazin, das Sie gerade in Händen halten. Manche Ideen zerbröselten wie trockener Sand, manche Recherche änderte überraschend ihre Richtung - und manche der Schülerinnen und Schüler kamen mit völlig neuen Themen zurück. Und das ist gut so.

Widrigkeiten können produktive Kräfte entfalten. Wenn das keine Erkenntnis nach einem Jahr auf der Reportageschule ist, was dann?

Wir alle, das Leitungsteam, alle Dozentinnen und Dozenten, beglückwünschen den großartigen 18. Lehrgang zu einem großartigen Magazin. Ihr habt euch durchgebissen. Ihr werdet es weiter tun. In Riad und Büchelkühn, in Deutelbach und Dubai.

Ariel Hauptmeier & Philipp Maußhardt

Wir danken der Wissensstadt Heilbronn und der Dieter Schwarz Stiftung, die Recherche und Produktion dieses Magazins mit einer großzügigen Spende ermöglicht haben.

INHALT

- 08 **Allee, Allee ...**
- 20 **Die wunderbare Welt
des Waschsalons**
- 32 **Beißt der?**
- 42 **Leo ist krank**
- 52 **Die Welt ist Büchelkühn**
- 62 **Dein Wille geschehe**
- 72 **Trübe Aussichten**
- 84 **Gott sei Punk**
- 94 **Falscher Fuffziger**
- 104 **Entfernte Gräber**
- 112 **Bis es knallt**
- 120 **Hellelfenbein Blues**



08

Allein sind schön, aber tödlich. Ist das Kultur oder kann das weg? Frederik Mittendorff (rechts) und Friedhard Neumann fuhren 2000 Kilometer auf der Deutschen Alleenstraße und suchten nach Antworten.



42

Über den Berliner Leopoldplatz wanden Crack-Süchtige. Anwohner sind entsetzt. Zehn Tage beobachteten Dennis Frasc (links) und Kim Zeidler den Glash der Welten auf dem „Leo“.

5

32

Mit dubiosen Deals machte sich der Immobilienspekulant Dieter Dauth viele Feinde – aber Wildschweine und Hunde mögen ihn, wie Celine Schäfer (rechts) und Tabea Kerschbaumer bezeugen können.



20

Zehn Tage lang verbrachten Laila Sieber (rechts) und Florian Sulzer in einem Waschsalon im Frankfurter Bahnhofsviertel. Und sind noch immer fasziniert von den Szenen, die sich dort täglich abspielen.

52



Tream rappt über Frauen,
Bier und Bayern – und
das ziemlich erfolgreich.
Simon Belperio (rechts)
und Lisa Plank haben
ihn begleitet und fragen:
Steht er für eine ganz
neue Art von Heimatliebe?



94

**Millionen für einen gefälschten Mercedes-
Oldtimer?** Janina Bauer (links) und Felix Rosic
recherchierten in einer Welt, in der Männer fälschen,
täuschen und sich um teure Spielzeuge streiten.

60 18.2023



84

Als „Doc Mabuse“ machte Torsten
Herrmann Schlagzeilen: Ihm verdankt
der FC St. Pauli seinen Totenkopf.
Was ist aus der Punk-Legende
geworden? Anna Dotti (links) und
Kai Weise fragten nach.



72

In der Ostsee wird es dunkler. Das heißt unter
anderem: weniger Fische, mehr Quallen. Jonas Mayer
(rechts) und Julius Nieweler haben Forscher
begleitet, die das Absterben dokumentieren.

Alena Bäumer (links) reiste, tanzte, feierte gern. Jetzt widmet sie ihr Leben Gott. Marie Heßlinger (Mitte) und Niclas Tiedemann (rechts hinten) besuchten sie im Kloster – und erlebten eine so gar nicht weltfremde Welt.

62



104

Muslime können sich auf vielen Friedhöfen nicht nach ihren Riten beerdigen lassen. Eine Bestatterin aus Siegen will das ändern. Benjamin Fischer (links) und Michael Bause trafen eine starke Frau.

120

Was wird aus den Berliner Taxis, wenn Uber, Bolt & Co. ihnen die Fahrgäste wegnehmen? Serghei Duve (links) und Hannah Mara Schmitt trafen Männer und Frauen, die nicht zulassen, dass ihre Welt stirbt.



112

Handball-Nationalspieler Paul Drux hat neun Operationen hinter sich – und arbeitet am Comeback. Lars Graue (links) und Mo'men Mostafa über einen Sport, der für seine Stars zu einer Knochenmühle geworden ist.

ALLEE, ALLEE ...

8

ALLEE,

Text
Frederik Mittendorff

Fotos
Friedhard Neumann

60 18.2023



ALLEE ...

... eine Straße, wenig Bäume. Die Deutsche Alleenstraße ist die längste Ferienstraße der Republik. Doch die Aleebäume werden immer weniger. Ein Kulturverlust, schimpfen die einen, mehr Sicherheit, freuen sich die anderen. Und nun? Frederik Mittendorff und Friedhard Neumann sind 2000 Kilometer von Rügen bis an den Bodensee gereist auf der Suche nach Antworten. Und nach Schönheit.



BEI

Kilometer 1728, das Auto kratzt gerade an der Grenze zu Frankreich, überfällt mich

der Gedanke, dass es vielleicht klüger gewesen wäre, auf der Insel zu bleiben. Denn es geschehen in diesem Moment merkwürdige Dinge mit mir. Ich freue mich über eine Kurve auf der L545. In dieser Kurve stehen einige Dutzend Birken, und mittlerweile ist es so weit, dass ich Birken sehe und Birken, diese Albino-Bäume, etwas in mir auslösen.

Seit acht Tagen fahre ich auf der Deutschen Alleenstraße quer durchs Land, und bald, ganz bald habe ich sie geschafft. Oder sie mich. Wir werden sehen.

Am Anfang dieser Geschichte steht wie so oft der Zufall.

Eines Abends traf ich im Internet auf das wundervolle Wort „Ferienstraße“. Eine Wortkombination gehaltvoller als jede Strophe der Nationalhymne.

Kannte ich bislang nicht, aber in der Ferienstraßenrepublik Deutschland gibt es über 100 von ihnen. Darunter Perlen wie die Fachwerkstraße, die Fisch-Genuss-Route oder auch die Straße der Megalithkultur.

Sie alle eint, dass du bequem im Auto durch Deutschlands Straßen braust und dabei einer thematisch inspirierten Route folgst. So soll der heimische Tourismus angekurbelt werden.

Doch eine der Ferienstraßen ist anders. Sie existiert vor allem aus ideellen Gründen; zur Bewahrung der menschgemachten Straßenschöpfung, wenn man so will:

Die Deutsche Alleenstraße.

Sie ist die längste Ferienstraße des Landes und misst 2900 Straßenkilometer. Von Rügen bis zum Bodensee. Von Ost nach West. Von Birke bis Buche.

Sie ist die in eine Route gepresste deutsche Leitkultur: Autos, Straßen, Bäume.

Es wäre ein einziger Wahnsinn, sie nicht zu befahren.

Solange es sie noch gibt.

Jedes Jahr werden die Alleen in Deutschland weniger. Es gibt Schätzungen, dass seit Kriegsende 50 000 Kilometer Alleen abgeholzt und nie wieder nachgepflanzt wurden. Und nun steht ein großer Teil der verbliebenen Alleeobäume in Deutschland kurz vor ihrem Lebensende. Es müsste ein enormer Aufwand betrieben werden, um das Alleennetz, das heute nur noch auf rund 21300 Kilometer beziffert wird, zu bewahren.

Wird er aber nicht.

Aus guten Gründen, sagen die einen. Aus Verblendung, sagen die anderen.

Nur eines steht außer Frage: Die Allee ist die schönste Art der Wegführung, und sie ist die tödlichste.

Der Schriftsteller Ocean Vuong hat einmal den Satz geschrieben:

„Es war Schönheit, begriff ich, für die wir unser Leben aufs Spiel setzten.“

Ich habe ihn notiert, weil ich ihm unbedingt glauben möchte. Aber was zum Teufel soll Schönheit sein, und warum sollte man für sie ins Risiko gehen?

Man könnte auch fragen: Warum sollten Bäume ent-

lang einer Straße bewahrt werden, an denen sich Menschen totfahren?

Darauf muss die Deutsche Alleenstraße doch eine Antwort haben.

Gemeinsam mit einem Fotografen werde ich die rund 2000 Kilometer der Hauptroute der Alleenstraße abfahren. Wir treffen Menschen, die Auskunft über den Sinn und Unsinn von Alleen geben können. Und wir bauen auf den Zufall, halten Menschen entlang des Weges an, und suchen nach Schönheit.

Im Gepäck haben wir den Reiseführer der Deutschen Alleenstraße und ein paar Fakten:

- Brandenburg hat die meisten Alleenkilometer (4332 Kilometer); das Saarland hat die wenigsten (17 Kilometer).
- Die häufigsten Alleebaumarten in Deutschland sind Linde, Ahorn und Eiche.
- Seit Einführung der Statistik im Jahr 1995 sind 29396 Menschen bei einem Baumunfall gestorben; 2021 waren es 409 Menschen.

Einsteigen bitte. Wir fahren Cabrio.

Rügen–Rheinsberg

Die Route beginnt Ende Juli auf der Insel Rügen, dem Startpunkt der Deutschen Alleenstraße.

Für Uneingeweihte ist die Strecke mit braunen Schildern in willkürlichen Abständen am Wegesrand gekennzeichnet. Zumindest noch auf diesem Teil der Reise.

In Mecklenburg-Vorpommern hat der Alleenschutz Verfassungsrang. Das gibt es sonst in keinem anderen

„Es war Schönheit, begriff ich, für die wir unser Leben aufs Spiel setzten.“

Schilder markieren
den Weg der Alleenstraße. Einige haben sich dem Zustand der Bäume angepasst.



Silke Stephan steht auf Kopfsteinpflaster zwischen den Alleebäumen, die sie mitaufgezogen hat.



Bundesland. Und Rügen ist Vorzeigefläche, hier soll es ganze 175 Alleen geben.

Eine von ihnen steht in der Dorfstraße von Klein Kubitz am Rande der offiziellen Route. Hier leben zehn Menschen, die Allee zählt 92 Bäume.

Als wir ankommen, wuselt Silke Stephan um ihr beidenswert schönes Haus herum. Eine fernsehfilmblaue Tür, Fachwerk, Reetdach und darum nichts als Garten und Weite.

„Vielleicht habe ich die grauen Haare durch die Kämpfe“, sagt sie.

Die Kämpfe begannen mit Straßenarbeiten im Jahr 2007. Damals rückte eine Baufirma an und beschädigte das Wurzelwerk der alten Alleebäume. Einen Sommer später säumten abgeknickte Bäume die Dorfstraße.

Die Baufirma war sich keiner Schuld bewusst. Zwei Gutachter kamen auf zwei Meinungen. Und neu pflanzen wollte dann auch keiner, zu teuer. Also ging Silke Stephan den Ortsverantwortlichen auf die Nerven, schaltete den NABU ein und ging den Ortsverantwortlichen noch weiter auf die Nerven.

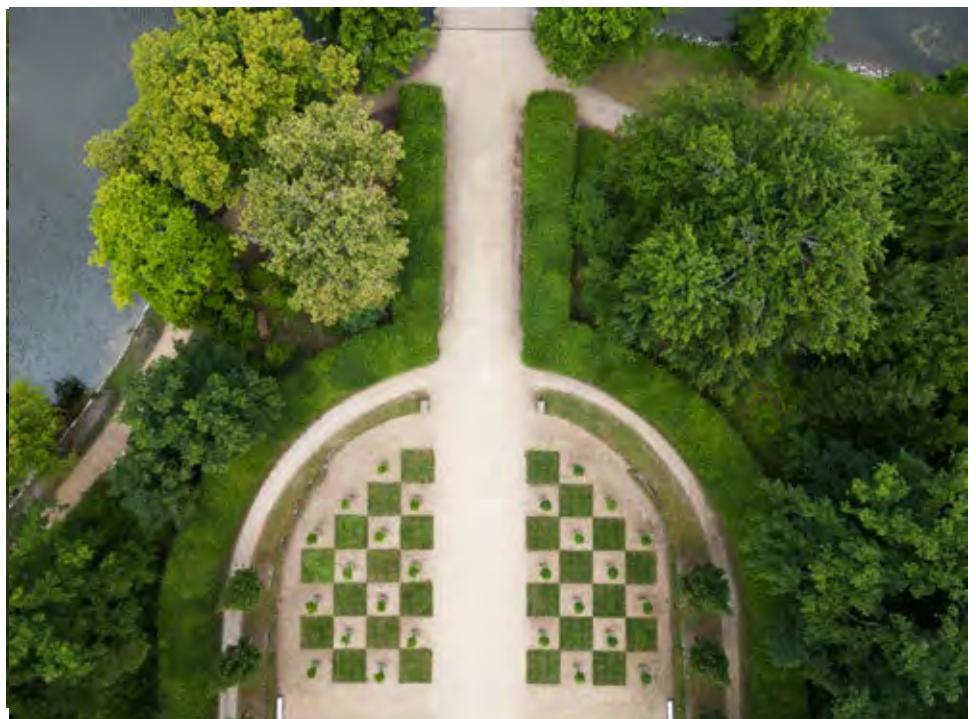
So sehr, dass die Bäume irgendwann neu gepflanzt wurden. 90-mal Ahorn, zweimal Linde. Jeden Sonntag, erzählt Silke Stephan, kümmerten sie und ihre Familie sich in den ersten Jahren um die neu gepflanzten Bäumchen.

Die ersten Jahre gelten für Straßenbäume als die kritischsten, bis sie erwachsen und standfest werden. In Deutschland werden Pflegeverträge mit Baumfirmen in der Regel über drei Jahre geknüpft. Alleenschützer wie Silke Stephan sagen, dass sie viel länger sein müssten.

Aber allein die Pflege eines erwachsenen Alleebaums kostet 13 Euro im Jahr. Geld, das viele Kommunen nicht aufbringen wollen. In Deutschland stehen

60 | 8. 2023

Im Schloss Rheinsberg am Grienericksee darf eine herrschaftliche Allee von hoher Symmetrie natürlich nicht fehlen.





Beim Alleeforschungsprojekt in Müncheberg (Brandenburg) wird mit Sensoren unter anderem der Saftstrom der Bäume gemessen.

60 | 18.2023

schätzungsweise vier Millionen Alleebäume. Bei einer Lebenserwartung von 80 bis 100 Jahren sind das mindestens 1040 Euro pro Baum.

Frau Stephan, zum Abschied noch eine Frage: Was ist für Sie Schönheit?

„Schönheit ist unauffällig. Schönheit ist, wenn etwas harmoniert.“ Sie sei, sagt Silke Stephan, immer etwas, was der Mensch zerstört bekomme.

Wir verlassen Klein Kubitz und lenken zurück auf die Deutsche Alleenstraße. Vorbei an leitplankenverpackten Alleebäumen, geradewegs hinein in eine mobile Radarkontrolle. Unfallschwerpunkt sei das hier, sagt der Polizist, nachdem er das Knöllchen ausgestellt hat.

Weiter auf der Insel. Die großen Bäume umarmen sich quer über die Fahrbahn, bilden die berühmten grünen Tunnel. Die Bäume stehen so eng am Wegesrand, ich könnte mit ihnen während der Fahrt abklatschen.

Bäume gelten im Straßenverkehr als „nichtverformbare punktuelle Einzelhindernisse“. Jeder 40-Tonner gibt bei einem Crash mehr nach als eine Linde. Vor allem wer seitlich mit dem Auto in einen Baum prallt, hat kaum eine Chance darauf, glimpflich aus der Nummer rauszukommen. Motorradfahrer sowieso nicht.

Die Insel Rügen verschwindet langsam im Rückspiegel, als wir auf Alf Breitensprecher treffen. Sein Auftrag ist es, die Bäume vom Totholz zu befreien, damit es nicht auf die Fahrbahn fällt. Per Headset, dessen Mikrofon am Rande seines eindrucksvollen grauen Barts hängt, ist er mit seinem Kollegen verbunden.

Schönheit sei Bonus oder Kredit, sagt dieser Landwirt am Rande der Alleenstraße.



Carolyn Lenz zwischen ihren 204 Bäumen, an denen die Zukunft der brandenburgischen Allee erforscht wird.

Der einstige Alleenfeind ADAC richtete ein Alleen-Alarm-Telefon ein.

Alleebäume, das sind die meistgeschundenen Kreaturen überhaupt, sagt Breitensprecher. Die Abgase im Sommer, das Streusalz im Winter. Dazu noch die mangelnde Pflege und das Ungleichgewicht in den Kronen, die so beschnitten werden müssen, dass sie den Straßenverkehr nicht behindern. Bei diesen Voraussetzungen sei es witzlos, Alleen nachzupflanzen.

Bei einer Stärkung an einer Feldküche das erste Fazit nach knapp 200 Kilometern: Die Deutsche Alleenstraße zu befahren, bedeutet auch, etliche Kilometer lang keine Alleen zu sehen. Oder sie sind so löchrig, dass sie es mit den Ripped Jeans meiner Jugend aufnehmen könnten.

Als das Gulasch verdaut ist, springt das Auto nicht mehr an. Der ADAC schleppt uns nach Rostock zu einer Saab-Werkstatt. Am liebsten würde ich wieder mit dem Rauchen anfangen.

Rostock–Rheinsberg

Peinlich, es war die Wegfahrsperre. Dabei klang es nach dem Anlasser, versicherten mir auch die Männer an der Feldküche. Immerhin, der Tag liegt noch mit vielen Stunden vor uns.

Wir erreichen Rheinsberg zur Mittagszeit. Der Reiseführer der Deutschen Alleenstraße empfiehlt das Schloss. Wir kehren zunächst in einem Restaurant in der Nähe ein. In den Gastraum dringt das Radio aus der Küche und vermischt sich mit der Musik an der Theke. Das lokale Bier ist erstaunlich kohlenensäurearm. Die Stühle in der Stube sind leer. Ich will nie wieder gehen.

Schönheit, denke ich, ist vielleicht genau da, wo du für einen Moment für immer bleiben willst, weil du ganz unbemerkt deinen Gedanken anhängen darfst. Du weißt natürlich, dass der Moment vergehen wird, vergehen muss, aber in dem Moment selbst, kommt dir das gar nicht in den Sinn.

Ich schlendere zum Schloss hinüber, natürlich über eine Allee.

Rheinsberg–Wittenberg

Nach dem Frühstück ein Termin in Müncheberg. Die Kleinstadt im östlichen Brandenburg liegt zwar einen sehr großen Steinwurf entfernt neben der offiziellen Route, ist aber unumgänglich. Hier geht es um die Zukunft.

Bei der Anfahrt bereue ich ein wenig, keinen Jeep zu fahren. Wir treiben den tiefliegenden Saab hinter Carolin Lenz über Feld und Wiesen her. Vorbei an Tausenden Obstbäumen, die fernab der Öffentlichkeit gezüchtet werden. Wäre nicht ausgeschildert, dass hier das Leibniz-Zentrum für Agrarlandschaftsforschung operiert, mich würde es nicht wundern, wenn auf dem Gelände geheime staatliche Forschungsprojekte laufen würden.

Wir stellen den Wagen ab. Vor uns 204 Bäume, die die Zukunft der Allee sein könnten.

Alleen sind fester Bestandteil des kulturellen Selbstverständnisses in Ostdeutschland. Anders als im Westen, wo in den Wirtschaftswunderjahren ein „Verichtungsfeldzug gegen die Allee“ (eine nüchterne Einordnung aus dem Buch „Die schönsten Alleen in Deutschland“) geführt wurde, mussten in den neuen Bundesländern die Straßen nicht für neue Lkw verbreitert werden.

Als die Mauer fiel und die Kettensägen des Blühen-Landschaften-Versprechens anrückten, formierte sich rasch Widerstand. Sogar der einstige Alleenfeind ADAC erkannte das Thema und richtete ein „Alleen-Alarm-Telefon“ ein.

Brandenburg will jedes Jahr 30 Kilometer Alleen pflanzen. Seit 13 Jahren verfehlt das alleenreichste Bundesland die Marke. Zuletzt wurden nur noch jämmerliche vier Kilometer gepflanzt und fast viermal so viele Baumkilometer gefällt.

Damit soll Schluss sein.

Das Forschungsprojekt von Carolin Lenz soll Antworten auf die Frage liefern, welche Alleebäume dem Klimawandel trotzen können. Das Anforderungsprofil hat es in sich. Stresstolerant müssen sie sein, hitze- und trockenheitsresistent, Starkregen darf ihnen nichts ausmachen, und dann sollen sie doch bitte schön auch noch pflegeleicht sein.

Lenz führt uns durch die Reihen voller Jungbäume. Sie stehen zum Teil in kohleangereichertem Boden und sind elektrisch verkabelt, damit der Saftstrom gemessen werden kann.

Die kleinen, in Holzkästen eingezäunten Bäumchen tragen Namensschilder. *Tilia cordata*, *Sequoiadendron giganteum* oder auch *Toona sinensis*. Ich verstehe natürlich überhaupt nichts.

Winterlinde, Riesenmammutbaum, Chinesischer Gemüsebaum, sie alle könnten die Zukunft des Brandenburgischen Alleenbaums sein, erklärt Lenz.

Und, welcher Baum bringt es?

Zum jetzigen Zeitpunkt schwer zu sagen, sagt Carolin Lenz. Schlechte Karten hätten Ahorn und Linde. Anders als früher müsse auf jeden Fall diverser gepflanzt werden. Der Robustheit wegen.

Die Alleen, wie wir sie kennen, bei denen sich eine Baumart durch die Straße zieht, werden so verlorengehen. Aber ein 80-Meter-Riesenmammutbaum neben einer kleinen Thuja; das wäre doch ein modernes Deutschland.

Letzte Frage an die Expertin: Welcher Alleebaum ist der schönste?

Die Eiche. Die sei so schön knorrig.



Licht und Schatten liegen in Alleen nah beieinander. So dichte Tunnel wie auf diesem Foto werden in Deutschland immer weniger.



Ein Mann in der Landschaft. Eberhart Joseph lebt in Günterode direkt an der Alleenstraße.



Viele Kreuze pflastern den Weg der Alleenstraße. Ein Baum verzeiht nicht.



Der Regen auf dem Weg nach Wittenberg färbt das Grün der Alleen am Wegesrand satt und dunkel. Die Bäume bekommen eine eigentümliche Schwere. Es ist die Schwere, die ich spüre, wenn ich in einem Traum im pechschwarzen Meer ertrinke.

Über unendliche Kilometer hängen wir hinter einem Auto, dessen Fahrer sich nicht mehr als 60 Kilometer die Stunde zutraut. Im Rohen der schweißnassen Bäume liegt vieles, aber vor allem Angst. Hier fühle ich mich auf einmal sterblich, wie ich so durch die grünen Tunnel schieße. Nicht nur wegen der vielen Kreuze entlang der Route.

Wir erreichen die Wittenberg ohne Zwischenfälle.

Wittenberg—Duderstadt

Nein, man entkommt ihm nicht. Deutschlands Lieblingsantisemit, Martin Luther, findet natürlich auch noch Erwähnung, bevor es in Richtung Niedersachsen weitergeht. Schließlich ist Wittenberg Lutherstadt.

Es geht ans Eingemachte. Und das finde ich im Schaufenster eines Wittenberg-Fan-Shops. Dort steht eine weibliche Schaufensterpuppe, lediglich mit schwarzer Unterhose bekleidet, die ich für einige, zu lange Sekunden anstarren muss. Auf besagter Unterhose steht in pinker Schrift „95x genagelt“. Das hat selbst Luther nicht verdient.

Frage an die Frau im Laden: Verkauft sich die Unterhose? Ja, und wie! Vor allem Frauen kaufen sie. Die Kirche habe sich schon beschwert. Ich kaufe eine Handvoll Postkarten und fühle mich wie der letzte Spießer.

Zurück auf der Strecke kriecht mir der Ärger ins Gemüt. Wo sind die Alleen geblieben?

Stattdessen sehen wir viele kleine Orte, die sauber von Straßen durchtrennt sind. Wir gleiten wie Moses durchs Städtemeer. Zeitweilig komme ich mir vor wie ein Allee-Kreuzfahrt-Tourist. Schnell rein, schnell raus. Ich will Bäume sehen.

Doch spätestens in Niedersachsen frage ich mich, ob das mit den Alleeebäumen an Landstraßen überhaupt so sinnvoll ist. Zumindest, wenn sie sich in über 20 Meter Abstand gegenüberstehen. Die Kronen sind so weit voneinander entfernt wie sonst nur Prinz Harry von der Imperial State Crown.

Als Reaktion auf die vielen Baumtöten gibt es in Deutschland Abstandsrichtlinien für Bäume. Demnach müssen Nachpflanzungen in Alleen mindestens 4,5

Meter vom Straßenrand entfernt geschehen. Neupflanzungen sollen gar 7,5 Meter Abstand zur Straßenkante haben.

Zur ästhetischen Frechheit der weit auseinanderstehenden Bäume kommt ein Problem hinzu. Selbst wenn ein Bundesland Alleen pflanzen will, geht das häufig nicht. Das benötigte Land, das lässt sich anhand der Raps-, Sonnenblumen und Weizenfelder, die sich an die Deutsche Alleenstraße anschmiegen, beobachten, gehört fast immer Landwirten. Und die haben kein großes Interesse daran, ihre Äcker für Alleeebäume zu verjübeln.

Dabei kommt die Verkehrsforschung auf eindeutige Ergebnisse, was vor schweren Baumunfällen schützt:

Keine Bäume.

Der Abstand ist ziemlich egal.

Ansonsten hilft ein Tempolimit auf 80 inklusive häufiger Polizeikontrollen, wie die, in die wir auf Rügen geraten sind.

Außerdem Leitplanken. Nur kann ich nach schätzungsweise über 100.000 passierten Alleeebäumen keine Systematik dahinter erkennen, wann der Staat Bäume hinter Leitplanken versteckt und wann nicht. Er tut es auf jeden Fall zu wenig.

Duderstadt—Fulda

Hinter Duderstadt fällt die Baumdichte wieder dramatisch ab. Riesige monotone Getreidefelder begleiten uns, früher hätten hier auch gut Obstbäume am Straßenrand stehen können.

Alleen am Straßenrand haben in Deutschland seit über 400 Jahren Tradition. In Preußen wurden bereits in den frühen 1700er Jahren Bäume entlang der Wege gepflanzt. Nicht selten waren es Obstbäume, die zur Versorgung der Bevölkerung gedacht waren. Außerdem dienten die Alleen als Orientierung. Gerade im Winter auf schneebedeckten Wegen. Und wer mit der Kutsche oder zu Fuß unterwegs war, freute sich über den Schatten, den die Bäume im Sommer spendeten.

In Thüringen mischt sich immer mehr Wald auf die Strecke, und die Serpentinien wollen gar nicht mehr aufhören. Während wir durch die Kurven tuckern, verliere ich wie schon in den dichten Alleen im Nordosten des Landes das Gefühl für Raum und Zeit. Von hinten drängt ein dunkelblauer Audi.

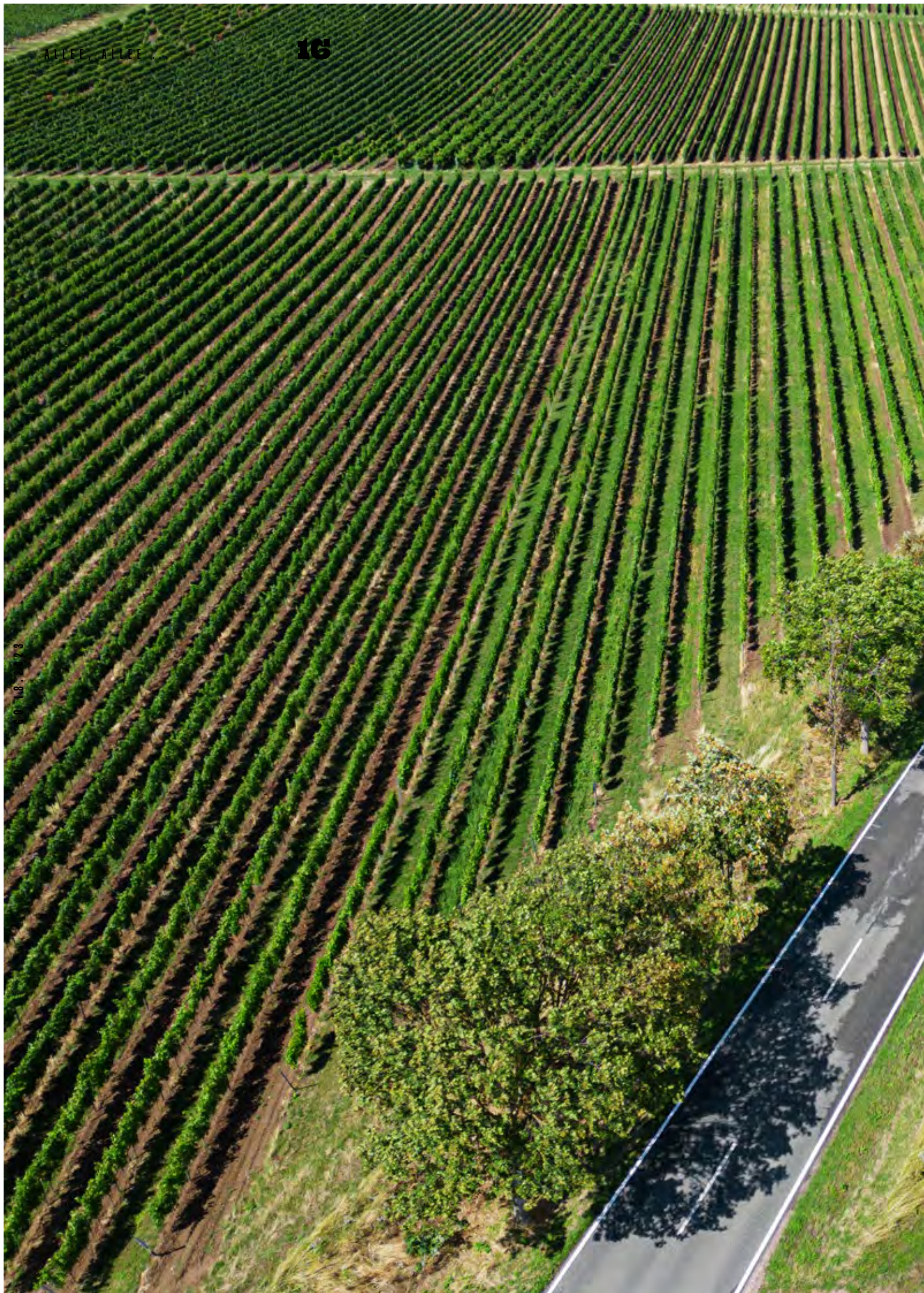
Nach dem Wald folgt Ödnis. Erst in Stadtlengsfeld tauchen völlig unerwartet Bäume links und rechts der Strecke auf. Richtig dichte Alleen. Kein Wunder, dass sich die Verantwortlichen der Deutschen Alleenstraße erst hier wieder trauen, Schilder aufzustellen.

Fulda—Bad Kreuznach

Am nächsten Morgen kaum wieder im Auto, fällt mir auf, dass wir bislang noch niemanden getroffen haben, der ebenfalls die Deutsche Alleenstraße bereist. In den Glanzzeiten, die Route besteht seit 30 Jahren, gab es angeblich 15000 Downloads der Strecke im Jahr.

Ich bin mittlerweile auf jeden Fall ein richtiger Snob geworden; ein Alleeconnoisseur. Ich sehe überall Bäume, aber ich sehe vor allem, wenn ich keine sehe. Eine

Alleen in Deutschland haben seit über 400 Jahren Tradition.



Aus Drohnensicht wird deutlich, wie eingeeengt viele Alleen entlang der Route sind. Hier kommen alte Bäume, Neupflanzungen und Lücken zusammen.

Allee mit vielen Lücken? Schmerzhaft. Eine einseitige Baumreihe? Lächerlich. Ein paar Bäume in die Landschaft getupft? Ein Armutszeugnis.

Ein bisschen absurd ist es auch, dass Alleebefürworter versuchen, die Natur mit dem Verkehr auszu-söhnen. Du musst dich nur mal ein paar Minuten zwischen die Bäume stellen und Autos an dir vorbeirasen lassen, um zu begreifen, dass das selbst in der besten aller denkbaren Welten nicht zusammenpasst. Ein VW Touareg ist nun mal keine Kutsche und eine Allee kein echter Tunnel.

Und sowieso: Wir befinden uns seit diesem Tag laut Reiseführer auf der Allee-Pflanzstrecke, was nur ein beschissenes Wort für „Wir haben hier keine Alleen am Straßenrand weit und breit“ ist.

Hinter einem Puff in Hahnstätten dann endlich wieder ein Schild der Deutschen Alleenstraße. Das heißt immer: Hier finden sich ein paar Alleenmeter. We are back on track, baby!

Wir begegnen einem Landwirt, dem gerade eine Ziege weggelaufen ist, was ihn aber nicht weiter zu stören scheint.

Frage über den Anhänger hinweg: Was ist Schönheit? „Die Einzigartigkeit eines Moments.“ Die Frage sei aber viel eher, sagt er, ob Schönheit ein Bonus oder ein Kredit sei.

Am frühen Abend setzen wir mit der Autofähre über den Rhein. Auf dem Schiff ist tatsächlich ein Deutsche-Alleenstraßen-Schild angebracht.

Jürgen Joras

Mitvorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Deutsche Alleenstraße e.V., auf der Alleenstraße in Rheinland-Pfalz.



Obst, das auf Dächern lungert. Nicht nur Bäume sind auf der Alleenstraße zu bestaunen.



Am Ende der Straße liegt ein Campingplatz am (Boden-)See auf der Insel Reichenau.

Bad Kreuznach – Freudenstadt

An den Ortsschildern, die wir passieren, grüßen mittlerweile verlässlich die jeweils aktuellen Weinköniginnen. Ich will Rebecca, Felicitas und Lea zurufen, dass sie weniger trinken und mehr pflanzen sollen.

Es gäbe gute Gründe dafür: Jeder Baum am Straßenrand hat die Wirkung eines kleinen Kühlschranks. Das ist gerade in offenen Agrarlandschaften wichtig. Dass sie außerdem Feinstaub und CO₂ aus der Luft filtern, weiß mittlerweile jeder Zweitklässler. Hinsichtlich der Biodiversität liefern Alleen ebenfalls. Anders als die beschatteten Bäume im Wald, bieten Alleebäume Insektenarten wie dem Hirschkäfer Lebensraum.

Das ist doch besser als jeder Grauburgunder.

Stocknüchtern sieht es in der Straßenmeisterei Erbes-Büdesheim aus. Zwischen Warnwesten und Aktenordnern treffen wir endlich einen Mann, der für die Route der Deutschen Alleenstraße verantwortlich ist.

Jürgen Joras sitzt im Vorstand der Arbeitsgemeinschaft Deutsche Alleenstraße e.V. und ist zuständig für die Finanzen der 31 Mitglieder.

Joras ist ein Mann, der problemlos eine Stunde lang ohne Zwischenfragen reden kann. Vor seinem Renteneintritt war er für Touristik beim ADAC zuständig, heute lobbyiert er für die Allee.

Er ordnet gleich mal ein, wie das mit den Unfalltoten in Alleen einzuordnen ist.

Die Statistik der Baumunfalltoten sei ungeeignet, da werde nun mal alles reingerechnet. Er persönlich kenne vier Baumtote. Zweimal Suizid, einmal übermüdet mit Alkohol und nur ein einziges Mal ein regulärer Unfall.

Joras hat einen ganzen Stapel Papiere dabei, die belegen sollen, dass nicht der Baum das Problem ist, sondern der Mensch. Womit er kausal natürlich recht hat. Ein Baum hüpfte nicht auf die Fahrbahn. Der Mensch fährt gegen ihn.

Er kämpfe mit „Feuer und Flamme“ dafür, dass der Konflikt endlich aufgelöst werde. Die beste Lösung sei nicht das Entfernen von Bäumen, sondern Eigenverantwortung und Prävention in den Fahrschulen.

Die Menschen sollten doch bitte ein bisschen mehr ihren Geist gebrauchen beim Fahren.

Natürlich müsse man Alleen nicht an gefährlichen Stellen pflanzen. Aber er kenne keinen ernsthaften Grund, warum man gegen Alleen sein sollte.

Stellt sich nur die Frage, was eine gefährliche Stelle ist.

Wir fahren noch ein wenig gemeinsam durch die Alleenstraßen der Umgebung. Ja, es stünden zu wenige Schilder der Deutschen Alleenstraße auf der Route, sagt Joras. Viel zu wenige. Aber das liege an der Bürokratie. So ein Schild aufzustellen, sei eine komplizierte Sache in Deutschland.

Wir verabschieden uns und fahren weiter durch die eleganten Weinberge. Völlig verständlich, dass hier niemand eine Notwendigkeit darin sieht, Bäume an den Straßenrand zu tackern. Für Weinberge sind wir aber nicht quer durchs Land gefahren.

Jeder Baum am Straßenrand hat die Wirkung eines kleinen Kühlschranks.

Noch gut 400 Kilometer liegen vor uns. Wald und breit keine Allee. Ich will zurück nach Rügen. Hätte ich gewusst, was nach der Insel kommt, ich wäre dortgeblieben.

Und dann, auf der L545 parallel zu Frankreich, endlich wieder. Eine Allee. Birken. Diese weißen Bäume, die so schön sind, weil sie eben kein elegantes Weiß tragen, sondern mehr so ein Nike-Airforce-One-Weiß nach einem Marathon. Wir steigen aus, und ich frage mich, was falsch mit mir ist. Alleeentzug, also bitte!

Wir übernachten nicht in Freudenstadt, sondern auf der französischen Seite. Einfach, weil sie hier das Wort Allee erfunden haben.

Freudenstadt – Reichenau

Baden-Württemberg ist und bleibt Windows-XP-Hintergrund-Land. Viel Wiese, viel Nichts.

In Engstingen warnt ein Schild:

„Nächster Döner in 5000 Kilometer“.

Ich gebe Gas.

Wir erreichen die Insel Reichenau um 16.12 Uhr, zehn Tage nachdem wir auf Rügen gestartet sind, mit 2269 Kilometern in den Reifen.

Ein letztes Deutsche-Alleenstraße-Schild ist hier aufgestellt. Wir fahren gleich zweimal die Allee hin und zurück.

Vorbei an einer Unfallstelle, an der ein 24-Jähriger gegen einen Baum fuhr und verbrannte.

Vorbei an Hunderten Pyramidenpappeln, die über den Bodensee bis auf die Insel führen.

1300 Meter Schönheit.

Will ich hierfür mein Leben aufs Spiel setzen?

Natürlich nicht.

Aber absägen will ich die Allee dann auch nicht.



MAKING OF

FREDERIK MITTENDORFF & FIEDHARD NEUMANN

hatten vor der Recherche keine Ahnung von Bäumen. Sie zelteten im Regen und fuhren die meiste Zeit mit geschlossenem Verdeck. Sie besuchten Schlösser, schwammen in Seen und wurden von einem Vorarbeiter gejagt. Und es kam vor, dass sie auf Weinfesten mehr tranken als ratsam. Dafür können sie nun Pappeln von Fichten unterscheiden.

Daniel aus Rumänien lebt am Flughafen. Einmal die Woche wäscht er seine Kleidung im Salon, seine getragenen Sachen wirft er in den Mülleimer und zieht sich etwas Neues an.

60.18.2023

Die Wunderbare Welt des Waschsalons

Text
Laila Sieber

Fotos
Florian Sulzer

Sofia, Model aus Kolumbien, ist mit einem Freund auf der Durchreise in Frankfurt und will weiter zum Tomorrowland-Festival nach Belgien.



In der Miele Wash World im Frankfurter Bahnhofsviertel spielt das Leben wie auf einer Bühne. Der Schneider, die Sexarbeiterin, ein Agent, die Schlüsselfee - sie alle haben ihre Rolle. Doch bald zeigt sich: Vieles ist nicht so, wie es auf den ersten Blick scheint.



Frühmorgens kurz nach der Öffnung: Der Waschsalon Miele Wash World liegt neben der Metzgerei Göbel in der Moselstraße im Frankfurter Bahnhofsviertel.

Da

schreitet er im Regen den Bürgersteig entlang, mit diesem unverwechselbaren

Gang, der ihm die Eleganz eines Dompteurs verleiht. Aufrecht und beschwingt, ganz in Schwarz, die Schuhe, die Hose, das Longsleeve. In seiner linken Hand hält er eine Lidl-Tüte, in der rechten einen aufgeklappten Regenschirm, so tief, dass gerade noch sein Mund zu sehen ist.

Vor der offenen Tür des Waschsaloons bleibt er stehen. „Miele WASH WORLD“ steht darüber, in großen blauen Buchstaben auf Gelb. Auf der Fensterscheibe, kleiner: „Änderungsschneiderei“, darunter die Illustration einer Nähmaschine. Hier ist das Reich von Ziaullah Haidari, Schneider von Beruf, der nebenbei den Waschsalon betreut.

Er klappt den Schirm zusammen, schaut noch einmal auf die Straße und betritt den Raum, der sich schlauchförmig in das Gebäude hineinstreckt.

Der Schneider läuft vorbei an 14 Waschmaschinen, dem Bezahlautomaten und sechs Trocknern zu seiner Rechten, am Paketschrank, dem Tisch und der vergilbten Wartebank zu seiner Linken, bis zu einer Holztür. Er schließt sie auf und betritt seine Nähstube. Gott habe sie ihm gegeben, wird der Schneider sagen, so wie alles im Leben von Gott bestimmt sei.

Der Waschsalon im Frankfurter Bahnhofsviertel liegt in der Moselstraße 17. Vom Eingang aus ist das Blinken der rosa Herzlichter der Bordelle zu sehen; ein paar Häuserblocks weiter befindet sich der Karlsplatz, ein Treffpunkt der Drogenabhängigen, dahinter erheben sich die Türme des Bankenviertels. Der Hauptbahnhof und das Mainufer sind fünf Gehminuten entfernt.

Das Bahnhofsviertel ist einer der bekanntesten Rotlicht- und Drogenbezirke Deutschlands, zugleich Party- und Szenetreff. In die Jahre gekommene Kneipen und Stundenhotels teilen sich die Straßen mit neuen Hipster-Bars und Spezialitäten-Restaurants; dazwischen Kioske, Friseurläden, Reisebüros.

Gerade einen halben Quadratkilometer groß, ist es der zweitkleinste Stadtteil Frankfurts und, trotz voranschreitender Gentrifizierung, einer der buntesten. Hier leben nicht nur Menschen Dutzender Nationalitäten, sondern auch unterschiedlichster Schichten zusammen. Der Waschsalon in der Moselstraße ist einer der Orte, an dem sich alle begegnen.

Bis zu eintausend Waschsaloons gibt es in Deutschland, schätzt der „Verband der Waschcenter Betreiber e.V.“. Gäbe es unter ihnen eine Rangliste der kosmopolitischsten Betriebe, dann läge die MIELE Wash World wahrscheinlich an der Spitze davon.

Hier schleudern die staubigen Hosen der osteuropäischen Bauarbeiter mit denselben 1600 Umdrehungen wie die Socken des deutschen Piloten, die bunten



Vom Ende des Waschsaloons sieht Schneider Ziaullah Haidari durch einen Spalt auf die Kundschaft.

Röcke der Roma-Frauen, die Businesskleidung des indischen IT-Ingenieurs, die weißen Unterhosen des Schwerhörigen, die haarigen Handtücher des Friseurs, die Hemden des ukrainischen Geflüchteten, die Bettlaken der Sexarbeiter:innen, die Kofferladungen der Touristen aus Südkorea, Brasilien oder den USA und der Schlafsack des Obdachlosen, der mal Lkw-Fahrer war.

Dreckige Wäsche hat jede:r mal, aber eine Waschmaschine eben nicht.

Während die Wäsche in den Waschtrommeln wirbelt, sitzen die Waschenden auf der vergilbten Bank und warten. Es ist ein guter Moment, ihre Geschichten zu erfahren. Wir setzten uns dazu, zehn Tage lang. Wir, das sind der Fotograf Florian Sulzer und ich, die Reporterin.

Begrüßung der Kundschaft

Immerzu brennt helles Neonlicht im Salon, auch wenn er geschlossen hat. Offen ist er sieben Tage die Woche, von sechs Uhr morgens bis 23 Uhr. Es riecht nach Waschpulver und manchmal nach Zigarettenrauch.

Der Waschsaloninhaber, der noch vier weitere Salons in Frankfurt hat, kommt in der Regel nur einmal im Monat vorbei, um das Bargeld aus dem Automaten zu holen.

Um den täglichen Betrieb kümmern sich der Hausmeister Mohammed Zaim und der Schneider Ziaullah Haidari. Auf dem Bezahlautomaten ist ein eingeschweißtes weißes Blatt angebracht: „bei Reklamation, Herr Zaim“, steht darauf; darunter die Handynummer des Hausmeisters, der rund um die Uhr zu erreichen ist.

Der Schneider ist von zehn bis 19 Uhr in seiner Nähstube hinten im Salon zu finden, außer samstags, da kommt er erst um zwei, und sonntags, da macht er frei. Er reinigt die Flusensiebe und Waschmittelfächer, leert die Mülleimer und schaut, dass niemand ratlos vor dem Bezahlautomaten steht. Dafür muss er weniger Miete zahlen.



1



2



3

**„Wer nicht wäscht,
kommt nicht rein“,
sagt die Schlüsselfee.
Doch nicht immer
ist jemand da, der das
kontrollieren könnte.**

1 Oscar musste aus Venezuela fliehen, weil er dort gegen die Regierung protestierte. Jetzt lebt der Fitnesstrainer in Berlin und reist mit dem Model Sofia. 2 Seungwan und Yechan sind zum ersten Mal in Europa, von Frankfurt wollen sie weiter nach Paris. 3 Šefik aus Bosnien wäscht einmal die Woche auch die Kleidung seines Kollegen, der dafür keine Zeit hat. 4 Han aus Südkorea ist um Viertel nach acht eine der ersten Kund:innen im Salon. Sie ist YouTuberin und macht Urlaub in Frankfurt mit ihrem Sohn.



60.18.2023

5 Jonathan, Fliesenleger aus Canberra im Urlaub mit seiner Freundin, sagt, er habe noch nie ein so schlimmes Viertel wie das Frankfurter Bahnhofsviertel gesehen. **6** Daniel aus Rumänien zeigt seine Narben am Bauch, er sagt, die habe er sich selbst zugefügt, als er bedroht wurde, damit die anderen ihm nichts mehr tun. **7** Shanon aus den USA und seine Frau reisen mit dem Schiff durch Europa. Das Bahnhofsviertel erinnert den ehemaligen FBI-Agent an die Zeit, als er im Milieu von Drogendealern recherchierte.

An diesem regnerischen Morgen im Juli sitzt auf der Wartebank ein Mann, auf dem Tisch neben sich hat er einen Kaffee und eine kleine Flasche Likör, Berentzen Apfel, stehen. Im Wechsel nimmt er einen Schluck davon. Der Schneider legt im Vorbeigehen die Hand auf die Schulter des Mannes. „Wie geht’s?“, fragt er ihn.

„Alles gut“, sagt der Mann und zeigt beim Lächeln seine kaputten Zähne. Ein Tourist kommt herein und fragt den Schneider, ob er ihm helfen könne. Natürlich. „Sechs Kilo pro Maschine“, sagt der Schneider auf Englisch, „oder die große, dann könnt ihr alles zusammen waschen.“ Er lädt den Touristen und seine Freundin ein auf einen Chai.

„Where are you from?“, fragt der Schneider.

„Australia“, sagt der Tourist.

„I’m from Afghanistan“, sagt der Schneider.

„The land of the lions“, sagt der Tourist, das Land der Löwen, und dass er die afghanische Gastfreundschaft gut kenne.

Der Schneider legt das blaue Maßband wie einen edlen Schal um seinen Nacken.

Seine Nähstube hat keine Fenster, nur eine Öffnung in den Salon hinein. An den Wänden teilt sich allerhand Garn den Platz mit einer Weltkarte und eingerahmten Zitaten aus dem Koran. „Ich habe Gott, die haben Geld“, sagt der Schneider. Er ist 42 Jahre alt; bis er 16 war, hat er in Iran gelebt, schon dort hat er als Schneider gearbeitet. Dann kam er nach Frankfurt, im Laderaum eines Lkw, er wollte die Welt sehen, und ein Cousin war schon hier. Seit sieben Jahren ist er verheiratet, aus Afghanistan

ist auch seine Frau. „So Gott will“, sagt der Schneider, „kommt im Winter unser erstes Kind.“

Die Gestrandeten

Morgens und spätabends kommen meist nur wenige Kunden, aber am Nachmittag und frühen Abend ist der Salon immer voll, besonders an Wochenenden.

Dann bringen die Bauarbeiter ihre Monturen vorbei, wie der rumänische Soldat, der sich als Andrew vorstellt.

Er kommt am Samstagabend kurz vor der Dämmerung, als sich die Leuchtreklamen in den Pfützen spiegeln und der Sommerregen dem Geruch von getrocknetem Dreck und Pisse eine feuchte, modrige Note verleiht.

Im Salon waschen vier Touristen; auf dem Tisch neben ihnen liegt ein Joint. „Ich war im Krieg, wir hatten keinen Waschsalon in Kandahar, es hatte 50 Grad draußen“, sagt auf Englisch der Soldat, der keiner mehr sein kann. Er zeigt die Narbe am linken Bein, von einem Granatsplitter wurde er getroffen. „Ich war 14 Jahre in der Armee, im Kosovo stationiert und viermal mit den NATO-Truppen in Afghanistan.“ Jetzt bekomme er Rente, 200 Euro im Monat.

Die letzten drei Monate hat er auf dem Bau gearbeitet, sagt er, ohne Vertrag und ohne Gehalt, deswegen sei er seit einer Woche obdachlos.

Drei Drogenabhängige kommen in den Salon und sprühen sich mit Männerdeo ein. Der Geruch verdeckt kurz die Waschpulver-Note, dann verfliegt er schnell.

„Leute wie ich kommen hierher und arbeiten für einen geringen Lohn“, sagt der Soldat, „wir machen dieses Land reich. Arbeitet ein Deutscher auf dem Bau, bekommt er 16, 17, 18 Euro pro Stunde, ich bekomme elf schwarz, manche neun oder zehn. Alle mächtigen Länder hängen ab von billigen Arbeitskräften“, sagt er, „schau dir doch das Reinigungspersonal in den Hotels an, da siehst du nicht eine einzige deutsche Person.“

„Ich war gerne Soldat“, fährt er fort, „aber der Krieg in Afghanistan hatte keinen Sinn für mich, es wäre anders, müsste ich Rumänien gegen Russland verteidigen. Wenn man die Ukrainer sieht, die mit ihren schicken Autos hierherkommen und nach Hilfe vom Staat fragen.“

Den letzten Satz hat ein junger Mann mitgehört, der mit einem großen roten Sack über der Schulter den Salon betritt. „Sie haben uns wie Hunde behandelt“, sagt er im Vorbeigehen, „sie haben uns in kleine Zimmer gesteckt, und die bekommen jetzt Hotels, weil sie Christen sind und wir Muslime.“ Er kommt aus dem Friseurladen um die Ecke und stellt sich als Yunus vor. „Warum leben sie besser als wir damals?“

Seit Jahrzehnten ist das Bahnhofsviertel für viele Zugewanderte die erste Station. Manche bleiben hier, ohne wirklich anzukommen. Wie die osteuropäischen Bauarbeiter, die sich zu viert oder fünft ein Zimmer teilen, wie die ukrainischen Geflüchteten, die in Hotels unterkommen und hoffen, bald zurückkehren zu können.

Andrew sagt, er lebe seit einer Woche auf der Straße, da ihn sein letzter Arbeitgeber nicht bezahlte. Für die Heimreise nach Rumänien, wo seine Frau und zwei Kinder leben, fehle ihm das Geld.



Leute wie ich kommen hierher und arbeiten für einen geringen Lohn, wir machen dieses Land reich.

Ja, die Pädophilen lieben mich, denn ich sehe aus wie ein Kind.

Die Sexarbeiterin

Zapp, zapp, machen die Flipflops einer jungen, schmalen Frau, kurze Jeanshose, Nasenring, kein BH unter dem roten, engen Top.

Es ist Sonntagabend kurz vor sieben Uhr, weder der Schneider Haidari noch der Hausmeister Zaim sind im Salon.

Die Frau geht zu einem grauen Schalenkoffer, der in der Ecke steht. Vor zwei Stunden hat sie ihn dort abgestellt, da waren alle Maschinen belegt. Sie legt Buntes in Maschine Nummer sechs, Bettwäsche in Nummer vier, BHs und Helles in Nummer fünf, Schwarzes in Nummer zwei.

Vor dem Bezahlautomaten kramt sie in ihrer Handtasche nach Kleingeld, fünf Euro pro Maschine, das Waschpulver kostet 50 Cent. Zwei Kupfermünzen fallen auf den Boden, sie hebt sie nicht auf. Das Pulver schüttet sie direkt in die Trommeln, nimmt ihren Koffer und geht. Eine Stunde und 15 Minuten dauert der längste Waschgang, 45 Minuten der kürzeste, je nach Menge und Temperatur.

Zum Wohl!, ruft es kurze Zeit später in den Salon, eine blonde Frau tritt schwankend hinein, ihr Gesicht ist verquollen, in der Hand hält sie ein Bierglas. „Ich gehe gleich wieder“, sagt sie, zieht die Tür hinter sich zu und läuft zum hinteren Teil des Waschsalon-Schlauchs, wo in der Mitte ein Stützpfeiler steht. Sie lehnt sich am Boden sitzend daran, der Pfeiler verdeckt sie jetzt, aber ihr Spiegelbild ist in einer Trocknertür zu sehen.

Die Frau zündet eine Crackpfeife an. Sie hustet. Kurz darauf kippt ihr Kopf wie in Zeitlupe seitlich nach unten, er zieht den Körper nach, bis sie schräg auf dem Boden liegt.

Ein Mann kommt zum Trockner neben ihr, er beachtet sie nicht, rollt Handtuch, Hose, Shirts und Käppi ein; packt alles in eine Kauflandtüte, auf der steht: Heimat neu entdecken.

Außer der Schlafenden ist jetzt niemand mehr im Raum. Ob alles okay ist? Sie murmelt vor sich hin: „Ich denke nur nach, in Afrika stirbt jedes Kind ... ich bin Altenpflegerin, ich will mich nur kurz ausruhen ...“

Die Trommeln der Waschmaschinen rotieren sanft, sonst ist es still im Salon.

Bis die Frau mit den Flipflops wiederkommt. Sie öffnet die Waschmaschinen, zieht gedankenversunken pink- und lilafarbene Bettwäsche raus und legt sie in den Trockner neben dem Balken. Plötzlich stößt sie einen Schrei aus und hält sich das Herz.

„Ich wusste nicht, dass da jemand liegt!“, sagt sie geschockt auf Englisch. Sie läuft nach vorne ans Fenster und wieder zurück.

Sie wasche einmal die Woche hier, erzählt sie dann und dass sie Natalia heißt. „Ich bin Sexarbeiterin, ich arbeite im Roten Haus, da ist es besser als in den anderen Häusern“, sagt sie, „am Tag kostet das Zimmer 150 Euro.“ Den Sonntag mache sie frei, dafür zahlt sie dann 60, damit keine andere Frau ihr Zimmer nimmt. Sie ist jetzt 25 Jahre alt, wegen einer Freundin ist sie vor einem Jahr nach Frankfurt gekommen, vorher war sie



Mohammed Zaim arbeitet seit 1999 in diesem Waschsalon. Zaim ist immer erreichbar, er sagt, „wie die Feuerwehr. Es kann immer irgendwo brennen.“

in Belgien. Ursprünglich kommt sie aus Rumänien, dort lebt ihre Familie noch, die weiß aber nicht, womit sie ihr Geld verdient.

„Gestern war ein Kunde da“, sagt sie, „der hat 600 Euro für drei Stunden gezahlt, ein Pädophiler, die wollen manchmal nur meinen Körper anfassen. Ja, die Pädophilen lieben mich“ – sie dreht ihren Kopf nach oben und lacht ihr helles Lachen –, „denn ich sehe aus wie ein Kind.“

Der Notarzt kommt

Um 23 Uhr liegt die Frau, die Crack geraucht hat, noch immer hinter dem Pfeiler und schläft.

Da huscht die Schlüsselfee herein.

Sie kommt jeden Abend, ist immer in Eile, auffallend schick gekleidet, die lockigen Haare hochgesteckt. In ihrer Hand hält sie einen großen Schlüsselbund, als würde sie die Türen im ganzen Viertel abschließen. Zum Schließen des Salons benutzt sie aber gar keinen; die Automatik greift, sobald sie die Tür fest zuzieht. Morgens um sechs geht die Tür von allein wieder auf, nur zum Zuziehen braucht es eben einen Menschen.

Ihren Namen will die Schlüsselfee nicht verraten, auch nicht ihr Alter, sie könnte um die fünfzig sein. Nachts arbeitet sie am Frankfurter Flughafen in einer Bäckerei, deshalb der Schlüsselbund. Auf dem Weg dorthin schließt sie den Waschsalon.

„Oh nee“, sagt die Schlüsselfee, als sie die Schlafende hinter dem Pfeiler entdeckt. Sie beugt sich mit etwas Abstand über sie und ruft laut: „Hallo! Haaaalooo!“

Die Frau rührt sich nicht. „Haaaalooo“, ruft die Schlüsselfee immer wieder, „Sie müssen jetzt raus, ich



Die Anleitung für den Bezahlautomaten ist noch von 1999. Mohammed Zaim und Ziaullah Haidari wundern sich, warum die meisten Kunden die Bilder nicht verstehen.

Die Schlüsselfee schaut jetzt besorgt, der Sammler ist in Fahrt. „Vier Stufen“, sagt er, „Atemstillstand, Kreislaufstillstand, Herzstillstand, Tod. Und dann heißt es, es war in Ihrem Haus! Wählen Sie 110, ich rede, ich bin drogenabhängig, ich kenne mich da aus, mein Name ist Azimi, ich hab deutschen Pass.“

Vier Minuten später ist ein Krankenwagen da, kurz darauf ein Notarztwagen. Sechs Ärztinnen und Sanitäter gehen in den Waschsalon, ihre Blicke sind ernst, als sie die Frau am Boden untersuchen.

Die aber steht auf einmal auf, zieht ihre Hose runter und geht in die Hocke. Das Notfallteam schaut genervt, die Schlüsselfee eilt vor die Tür. Als sie fertig mit Pinkeln ist, stolpert die Frau zerknittert auf die Straße, als betrete sie einen Albtraum und keine kühle Sommernacht.

Die Schlüsselfee schaut ihr hinterher. „Ihre Tasche!“, ruft sie. „Sie geht ohne ihre Tasche raus!“ Aber da ist die Frau schon um die Ecke verschwunden.

Alle haben eine Geschichte im Gepäck

Jeden Tag kommen neue Kunden zum Waschen herein, manche nur für ein einziges Mal, andere regelmäßig. Die meisten sind Männer, viele sprechen nur gebrochen Deutsch.

Da ist der Elektriker aus Bosnien. Er hat in einem Waschsalon im hippen Nordend-Viertel seine kroatische Freundin kennengelernt, als er ihr erklärte, wie das Waschen funktioniert. „Es sind immer die Ausländer, die nicht wissen wie das geht“, sagt er, „sie verstehen kein Deutsch.“ Er lacht. „Ich bin ja selbst Ausländer.“

Da ist der durchtrainierte amerikanische Tourist. Er habe früher fürs FBI gearbeitet, sagt er, auch jetzt sei er immer wachsam, unter dem Ärmel seines T-Shirts klemmt ein Kugelschreiber, den könne er wie ein Messer einsetzen, wenn er es bräuchte.

Da ist das Model aus Kolumbien mit den rot gefärbten Haaren, ihre bunten Fingernägel sind so lang, dass sie kaum noch auf dem Handy tippen kann. Sie reist mit einem Fitnesstrainer im olivgrünen Nike-Trainingsanzug, der aus Venezuela floh, weil er gegen die dortige Regierung protestierte.

Da sind die zwei Roma-Frauen, die mit ihrem eigenen Waschkorb kommen; ihre langen Röcke, mit Gold bestickt, schwingen mit ihren Hüften bei jedem Schritt. Drei Inder im Salon beobachten sie sichtlich entzückt, aber ihr Versuch zu reden scheitert, denn eine gemeinsame Sprache gibt es nicht, da lachen die Frauen. Sie breiten auf dem Tisch ihre Berge von Wäsche aus, sie machen Urlaub hier, übersetzt eine App, vier Erwachsene und acht Kinder, da müssen sie mehrmals die Woche waschen.

Da ist der Obdachlose, der den anderen zeigt, wie der Bezahlautomat funktioniert, er hat sein ganzes Hab und Gut auf der Bank verteilt. Er hilft einem

muss hier zuschließen.“ Sie zückt ihr Handy. „Ich ruf sonst die Polizei!“ Keine Reaktion. Sie wählt die 110.

„Immer mir passiert das“, sagt die Schlüsselfee, „immer habe ich das Pech.“

„Haben Sie hier Pfand?“, fragt es von unten zur Schlüsselfee hoch, die auf der Eingangsstufe steht. Der Flaschensammler ist ein gepflegter, mittelalter Mann.

„Ich glaube nicht, dass da Pfand ist, nur Spülflaschen“, sagt die Schlüsselfee, „aber wenn Sie wollen, können Sie schauen.“

Er schleicht hinein.

„Und wecken Sie doch die Dame mal auf“, fügt die Fee hinzu.

Schon steht der Flaschensammler neben der Frau und ruft: „Schatzi, hey, Schatzi! Aufwachen, die wollen hier zumachen, sonst rufen sie die Polizei!“ Aber sie rührt sich nicht. „Ich helfe dir, ich nehm deine Tasche“, sagt er. Dann stolpert er über ihr Bein. Sie schreit laut: „Ahhh! Verpiss dich!“

„Die schläft doch gar nicht“, sagt der Flaschensammler.

„Ich hoffe, dass die Polizei kommt“, sagt die Schlüsselfee.

„Sagen Sie, das ist ein Notfall“, ruft der Flaschensammler, „sie hat zu viel Drogen, sie kriegt keine Luft, wenn Sie es so sagen, dann kommen sie sofort.“

„Nee, dann kriege ich Ärger“, sagt die Schlüsselfee, „das ist 'ne falsche Aussage.“

„Wieso?“, fragt der Sammler, plötzlich ganz aufgeregt. „Verstehen Sie, sie hat Atemaussetzer, sie bekommt keinen Sauerstoff, ich mein's ernst.“



60 18.2023

Wahid Azimi findet oft Pfandflaschen im Salon. Früher war er Flugbegleiter. Er achte immer darauf gepflegt zu sein, sagt Azimi. „Besonders in Deutschland geht es immer nach dem Aussehen.“

Die meisten verstehen nicht, wie der Bezahl-automat funktioniert. So kommen die Kund:innen schnell ins Gespräch. Notfalls hilft der Schneider.



60 18.2023

Der Wäschekorb des Salons ist an mehreren Stellen gebrochen und rollt nur noch stockend. „Dabei ist er erst zwei Jahre alt“, sagt der Hausmeister Mohammed Zaim, „die machen alles kaputt.“

Rentner, der drückt ihm dafür zwei Euro in die Hand. Beim Zusammenlegen seiner Wäsche sagt der Rentner: „Deutschland geht kaputt an seiner Gründlichkeit.“

Wissen ist Licht

Draußen schüttet es Sturzbäche, sie spülen den Dreck mit Getöse durch die Straßen. Passanten retten sich in Hauseingänge und filmen die plötzliche Flut, als hätten sie noch nie in ihrem Leben so viel Regen gesehen.

Drinnen sitzt der Schneider Ziaullah Haidari vor seiner Nähmaschine und liest im Koran: „Da sagte sie: Wie könnte ich einen Sohn bekommen, wo mich kein Mann berührt hat und ich nicht unkeusch gewesen bin?“ Wissen ist Licht“, sagt der Schneider, und während er liest, wird das Prasseln des Regens langsam leiser, bis es ganz aufhört.

Er steht auf, geht zur Tür und schaut auf die Straße.

„Gott hat diese Kraft“, sagt der Schneider. „Es gibt viele Seelen: Steine, Bäume, Menschen, Tiere, jedes Wesen hat eine Bedeutung. Wenn wir sterben, sind unsere Körper tot, aber unsere Seele geht zu Gott.“

Er sieht gerade noch, wie die Sonne rauskommt und die nassen Straßen glänzen lässt.

„Es gibt noch ein anderes Leben“, sagt der Schneider, „ein Leben danach.“ Dann verschwindet er wieder, an den Waschmaschinen vorbei, in sein Reich.

Der Maschinen-Doktor

Wären da nicht die neuen Waschmaschinen mit den Touchscreens, der Waschsalon sähe aus wie von 1999, dem Jahr, in dem er eröffnet wurde. Selbst die Schilder an der Wand sind noch original; „D-Mark“ ist durchgestrichen, daneben „Euro“ gekritzelt.

Ebenfalls ein Original ist der Hausmeister Herr Zaim, der sich auch um die anderen vier Salons des Besitzers kümmert, denn als der 1994 seinen ersten Waschsalon in Frankfurt-Höchst übernahm, gab es Herrn Zaim mit dazu, als Bedingung des Vorbesitzers für den Kauf.

Herr Zaim ist ein richtiger Tüftler; wenn mal was kaputtgeht, wechselt er lieber einzelne Komponenten aus, anstatt was neu zu bestellen, das spart viel Geld.

Der geduldige Hausmeister, der immer wieder das Gleiche erklärt, kann auch laut werden, wenn er gehört werden will. Sein „Hallo!“ geht durch Mark und Bein; jetzt gilt es einem Mann, der gerade am Bezahlautomaten steht.

„Drücken!“, sagt Herr Zaim und zeigt auf den Knopf für das Rückgeld. Denn wenn er den nicht gleich drückt, kommt vielleicht jemand anderes und wäscht mit dem fremden Geld, dann ist der Ärger groß, Herr Zaim hat schon oft Ärger mitbekommen.

Er ist nicht mehr so flink wie früher, schließlich ist er schon 70 Jahre alt und hat jetzt zwei Gehilfen für Reparaturen, die er körperlich nicht mehr schafft. Aber die Fäden, die hält er weiter in der Hand.

Nach Deutschland kam Herr Zaim, als er 16 war, aus Marokko mit der Fähre über Málaga. Die ersten zehn Jahre arbeitete er auf dem Bau, die nächsten fünf pumpt er Öl in Bremsen bei Opel und stellte dann für 15 Jahre in einer Glasfabrik Medikamentenflaschen her. „Ich mag es, das Arbeiten“, sagt Herr Zaim, „wenn ich aufhöre zu arbeiten, dann ist es vorbei.“ Tauschen mit seiner Frau, das wollte er nie, sie kümmerte sich um ihre zwei Töchter und zwei Söhne. Lieber zehn Stunden arbeiten als vier Stunden mit den Kindern im Haus“, sagt er, dabei werden seine ernstesten Gesichtszüge ganz weich, „ich hab Glück mit den Kindern, sie arbeiten alle.“

Ende

Der Schneider sitzt auf seinem Drehstuhl vor der Nähmaschine und hört sich beim Arbeiten YouTube-Videos eines iranischen Predigers an.

Es ist Anfang August, der Tag neigt sich dem Ende zu.

„Es gibt einen Beweis dafür, dass es den Teufel gibt“, sagt der Schneider, er kneift die Augen zusammen und sagt: „teuflische Gedanken. Wenn man zum Beispiel jemanden schlagen will oder umbringen“, er zögert kurz, „oder küssen, das alles sind Gedanken, die vom Teufel kommen.“

„Ich finde es schlecht, über andere Menschen zu urteilen“, sagt der Schneider, aber wenn er mal schlechte Gedanken habe, werfe er ein paar Euro in eine Spardose, das Geld gibt er einem Bekannten mit, der nach Afghanistan geht. Der spendet es dort Waisenkindern, zum Beispiel letzten Monat, da kamen 80 Euro zusammen. Der Schneider holt vom Tisch eine kleine braune Dose, sie hat die Form eines Koffers, die Ernsthaftigkeit ist aus seinem Gesicht verschwunden, er hält die Spardose hoch und lacht, „die habe ich auf dem Flohmarkt gefunden“.

Nach Feierabend zieht er seine schwarze Jacke über sein hellblaues Hemd. Er schließt die Holztür zu seinem Laden ab, lässt die Trockner links liegen und tritt durch die Tür des Waschsals nach draußen.

Die Abendsonne taucht das Bahnhofsviertel in warmes, verzeihendes Licht. Der Schneider lächelt. Er schreitet davon.



MAKING OF

LAILA SIEBER & FLORIAN SULZER

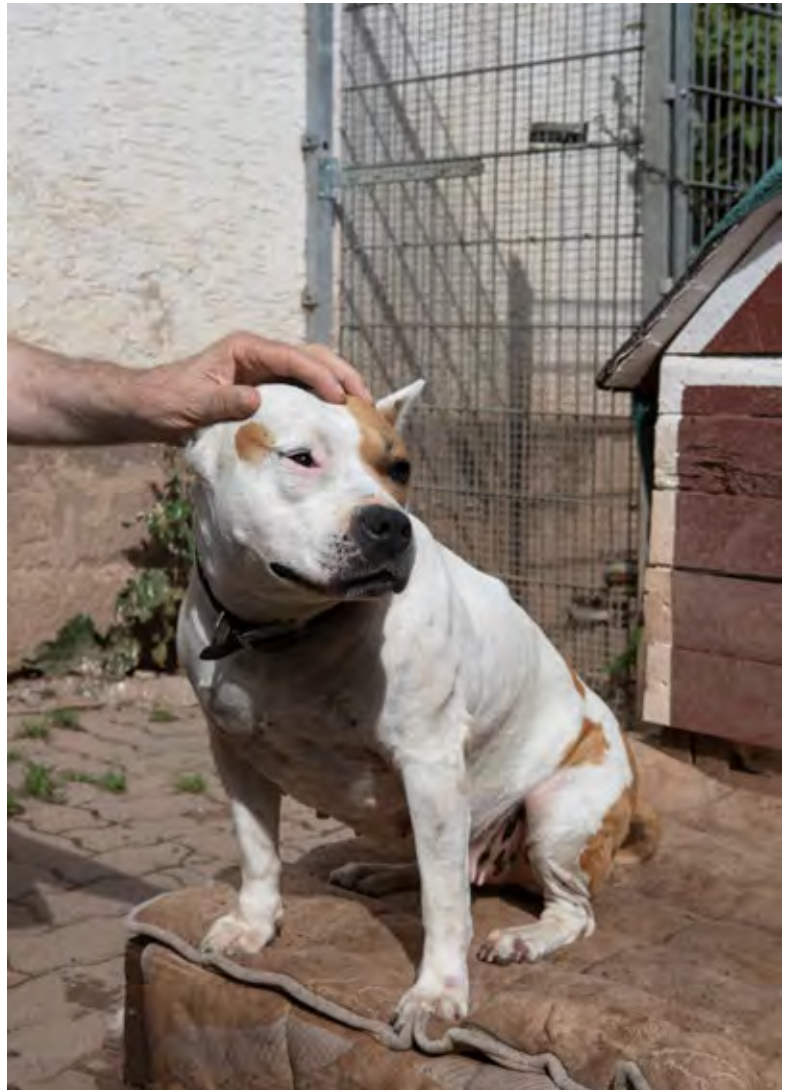
wurden mit jedem weiteren Tag im Waschsalon süchtiger nach diesem Ort, der sie immer wieder aufs Neue überraschte und verließ das Bahnhofsviertel während der Recherche kaum mehr. Am Ende wurden sie selbst zu Kunden, als ein Wasserschaden ihr Hostelzimmer flutete.

**Laut eigenen Angaben**

stand Dieter Dauth rund 300-mal vor Gericht – als Kläger oder Angeklagter. Es ging um Bebauungspläne, Kindesmissbrauch und Mietwucher. Mit 75 Jahren will „Krisen-Didi“ ruhiger werden und sich nur noch um seine Tiere kümmern.

Text
Celine Schäfer

Fotos
Tabea Kerschbaumer



60 18.2023

BEISST DER?

Mit fragwürdigen Immobiliengeschäften wurde der Frankfurter Dieter Dauth reich und machte sich viele Feinde. Menschen können ihn nicht leiden – aber er kann gut mit Wildschweinen und Hunden.



WENN

Dieter Dauth lacht, wird sein Gesicht weich. Seine blauen Augen verschwinden, es breiten sich feine Falten aus, er ist immerhin 75 Jahre alt. Seine Wangen werden rosig. Dauth lacht laut, schallend und lang. Zwischendurch schaut er sein Gegenüber an, erwartungsvoll, ein wenig fordernd. Man soll gefälligst mitlachen.

Meistens lacht Dauth allein.

Zum Beispiel, als er sich damit brüstet, dass er während seiner Schulzeit keine einzige Fehlstunde gehabt habe. Deshalb habe eine Zeitung über ihn geschrieben, er sei „Frankfurts Musterschüler“.

Dafür gibt es keine Belege.

Oder über seine Schandtaten. Andere würden sich schämen für das, was er getan hat. Dauth dreht diese Dinge ins Skurrile.

„Krisen-Didi“ wird er manchmal genannt, witzelt er. Dauth ließ osteuropäische Zeitarbeiter für zu viel Geld in heruntergekommenen Wohnungen wohnen und in seinen Immobilien illegale Bordelle betreiben. Er schlug und beleidigte Nachbarn und Polizisten.

Dafür gibt es Belege.

Dieter Dauth galt in den 90ern als Frankfurts berüchtigtster Immobilienhai, mit seinen Machenschaften ist er reich geworden. Und einsam, unglücklich, könnte man meinen.

Wenn da nicht Dauths riesige Tierliebe wäre. Er liest verletzte Rehe von der Straße auf oder nimmt Hunde bei Besitzern, die sie einsperren oder misshandeln, in seine Obhut. Dann nimmt Dauth sie bei sich auf, auf einem Anwesen in Deutelbach, einem winzigen bayrischen Dorf. Dauth hält dort 20 Hunde, 60 Wildschweine und ein paar Ziegen. Zigtausend Euro gibt er pro Jahr für Futter, Tierarztbesuche und eine Angestellte aus, die sich um die Tiere kümmert.

In der Tierschutzliteratur gibt es einen Fachbegriff für das, was Dauth macht: Tierfreund-Menschenfeind-Komplex. Immer wieder versuchen vor allem Philosophen eine Antwort zu finden auf die Frage: Wie kann jemand Tiere über alles lieben und ihre Leben retten – aber Menschen hasen und ihre Leben zerstören?

Brigitte Bardot, früher Schauspielerinnen und Model, gilt als flammende Tierschützerin – und Menschenfeindin. Sie bezeichnete die Bewohner von La Réunion, einer französischen Insel im Indischen Ozean, als „degenerierte Bevölkerung mit barbarischen Traditionen“ und stand deshalb vor Gericht. Sie war Anhängerin der rechtsextremen Partei Front National. In ihrer Autobiographie bezeichnete Bardot ihren Sohn als „Tumor, der sich in mir ernährt hatte, den ich in meinem geschwellenen Fleisch getragen hatte“. Sie hätte lieber „einen kleinen Hund zur Welt gebracht“. Heute lebt sie zurückgezogen mit ihrem Mann und ein paar Tieren in Saint-Tropez.

Deutelbach ist nicht Saint-Tropez. Aber vielleicht ist Dieter Dauth ein bisschen Brigitte Bardot.

DIE TIERE

Dieter Dauth sitzt vor seinem Stammcafé, einer Espressobar, die „Espressobar“ heißt. Ein großer Sonnenschirm und eine kleine Kappe schützen ihn vor der Julisonne. Seine Arme sind gebräunt und voller Altersflecken, die blond-weißen Haare ausgeblichen. Vor ihm steht ein großes Glas Orangensaft.

Vanessa studiert International Business und hilft Dauth, sein Aktenchaos zu ordnen. „Man kann viel von ihm lernen“, sagt sie.

Einer Wespe sind Schirm und Kappe egal, sie fliegt auf Dauth zu und umkreist ihn. Dauth macht gar nichts, seine Arme ruhen auf den Stuhllehnen. Das ist der richtige Umgang mit Wespen, damit sie einen in Ruhe lassen.

Dann tunkt Dauth seinen Zeigefinger in den Orangensaft und streckt ihn in die Höhe. Er will sie anlocken, die Wespe, das „schlaue, süße Tierchen“.

Als er den Arm hebt, fliegt die Wespe davon. Er hat sie verscheucht. Mit seiner Liebe. Minutenlang hält er den Finger in die Luft, aber die Wespe kommt nicht zurück. Dauth schmiert den Orangensaft an seiner dunklen Chinohose ab. Eine Frau am Nachbartisch schaut irritiert herüber.

Wespen, Rehe, Pferde, Krähen, Tauben, Hunde, Katzen, Ziegen, Dauth liebt alle Tiere. „Wenn Sie einen Freund haben, lieben Sie den, aber Ihre Liebe ist an Bedingungen geknüpft“, sagt er. „Wehe, der hat dann irgendwann keinen Waschbrettbauch mehr oder geht nicht mehr mit ins Theater.“ Tiere können hinken und eitrig Wunden haben, man liebe sie trotzdem.

Mehr als 200 Tiere hat er in seinem Leben schon gehalten. Und es sei nicht so, dass er sie gesucht habe, sagt Dauth. „Die kommen auf mich zu, und ich kann nicht nein sagen.“

Als er den Arm hebt, fliegt die Wespe davon. Er hat sie verscheucht. Mit seiner Liebe.

Angefangen hat alles mit dem Hund seiner Schwester, Dschingis Khan, Dschingi, wie Dauth ihn genannt hat. Die Schwester war in den Urlaub gefahren, Dauth sollte drei Wochen lang auf Dschingi aufpassen, am Ende war er verliebt. „Dann rief mich meine Schwester an und fragte: Oder willst du den behalten, den Dschingi? Wir haben ja noch die Mutter“, erinnert er sich. Natürlich wollte Dauth.

Beim zweiten Treffen mit Dauth in der Espressobar bestellt er statt eines Orangensaftes einen roten Aperitif. Sieht aus wie Aperol Spritz, ist aber alkoholfrei, Dauth trinkt nicht mehr, „ich bin auch ohne immer lustig“. In der nächsten halben Stunde wird er das Glas nicht mehr anrühren. Zu sehr fesseln ihn seine eigenen Monologe.

„Politik interessiert mich nicht. Ich würde im halben Jahr alles umkrempeln können. Aber das gilt ja wieder als Arroganz ...“

„Ich kann Ihnen so viel Geschichten erzählen, aber das klingt immer so, als wolle ich mich erheben. Aber es ist tatsächlich so – das Pferd hat mich geliebt ...“

„Einmal bin ich in Florida im Hafen spazieren gegangen, und da hat gerade ein Schiff in die Karibik abgelegt. Ich hatte nur Jeans und T-Shirt an. Auf dem Schiff waren nur Millionärsfrauen, mit Klunker und allem, alle so um

Gefährliche Freundschaft: Wildschweine können bis zu 200 Kilo wiegen – und werden auch mal aggressiv. Dauth hat keine Angst vor ihnen, er findet sie süß und klug.



die 60. Und dann bin ich mit denen ein paar Tage herumgeschippert in der Karibik ... war hochinteressant. Aber ich denke, die sind nicht glücklich.“

Erst beim Verlassen des Cafés kippt er den Aperitif in einem Zug hinunter.

Wenige Tage später ist von der heißen Julisonne nicht viel geblieben, es hat geregnet in Deutelbach. Die Felder sind aufgeweicht, brauner Schlamm läuft über die Feldwege, die aus dem Wald in den Ort führen.

Deutelbach ist ein Dorf im Spessart, einem Mittelgebirge, das sich über Bayern und Hessen erstreckt. Das Dorf liegt auf bayrischem Boden, einen Kilometer weiter ist die Grenze. 41 Menschen leben hier. Es gibt eine Bushaltestelle, einen Zigarettenautomaten, einen Briefkasten. Keine Kneipe, kein Supermarkt, keine Kirche.

Dieter Dauth ist vor rund 30 Jahren nach Deutelbach gezogen, weil es Platz gibt. Er kaufte rund 35 Hektar Land und zog mit einer Horde von Tieren ins Dorf. Irgendwann ging Dauth zurück nach Frankfurt. 60 Wildschweine, 20 Hunde, ein paar Ziegen sind geblieben. Seine Tierchen, wie Dauth sie nennt, die Viecher, wie ein Dorfbewohner sie nennt.

Die Hunde lebten vorher in Tierheimen

Auf Dauths Anwesen in Deutelbach (Spessart) leben rund 60 Wildschweine, 20 Hunde und fünf Ziegen. Das Wohnhaus zerfällt.



oder lagen blutend, mit abgeschnittenem Schwanz oder gebrochenem Bein auf der Straße. Die Wildschweine wollte jemand abgeben, da hat Dauth sie genommen, erst nur eine Handvoll. Dann haben sie sich vermehrt.

In einem silbernen Mercedes heizt Dauth über den Feldweg zu einem seiner Grundstücke, einer Art Steppe, etwa zwölf Hektar groß. Schlamm spritzt hoch. Dauth stoppt vor dem Metalltor. „Privatgrundstück: Betreten verboten“, steht auf einem Schild.

Bisher war es still in Deutelbach, ab und zu piepste ein Traktor im Rückwärtsgang, manchmal muhte eine Kuh, Nachbarn plauderten auf der Straße. Als Dauth die Autotür öffnet, wird es laut. Die Hunde rennen zum Tor und bellen sich die Seele aus dem Leib. „Hallo, Ferdinand, hallo, Karla, oh, Eugene, komm her, Lucky!“, säuselt Dauth, er beugt sich zu ihnen hinunter, krault ihnen den Kopf. Jana, die Frau, die Dauth eingestellt hat, um sich um seine Herde zu kümmern, schließt auf.

Dauth, in zerknittertem weißem T-Shirt und Jeans, tritt ein. Die Hunde wuseln um ihn herum, wedeln mit den Schwänzen, springen an ihm hoch. Dauth, ihr Retter.

Nach Dauth steigen Vanessa und Tina aus dem silbernen Mercedes, sie tragen Säcke mit Hundefutter. Vanessa, 22 Jahre alt, hilft Dauth seit einer Woche bei der Büroarbeit. Tina kennt Dauth, seit sie 13 Jahre alt ist, ihr Vater hat für ihn gearbeitet. Heute ist sie in ihren Vierzigern, hat schwarze Haare, dunkle Augen und trägt Stiefeletten von Calvin Klein. Dauth nennt sie Tinchen. Tina ist Tierschützerin, sie befreit Hunde von ihren Ketten und bringt sie nach Deutelbach. „Gott segne ihn“, sagt sie über Dauth.

Früher war Dieter Dauth fast jeden Tag hier, um seine Hunde, Wildschweine und Ziegen zu versorgen, heute nur noch alle paar Wochen. Jana muss ihm Videos von den Tieren schicken, manchmal vergisst sie es, dann wird Dauth wütend. „Mein Motto ist: Wenn ich Cola verlange, bring mir keine Pepsi“, sagt Dauth. „Und Jana bringt manchmal noch die Pepsi.“ Jana - tätowierte Arme, Flipflops, schwarze Klamotten, kein Bock mehr auf Männer - schaut weg, als er so über sie spricht.

Dauth und Tina wollen jetzt die Wildschweine füttern, aber es ist nicht genug Platz im Geländewagen. „Komm auf die Motorhaube“, herrscht Dauth sie an. Tina, die Tierschützerin, zögert. Der Weg zur Futterstelle ist steil und steinig. Schließlich schwingt sie sich doch auf die Motorhaube. Dauth startet den Motor. Am Autoschlüssel hängt ein rosa Anhänger mit der Aufschrift „Bad Moms 2“.

Dauth tritt aufs Gas, 10, 20, 30, 40 Stundenkilometer, Tina fällt fast von der Motorhaube, „du versperrst mir die Sicht“, schimpft Dauth,

Tina klammert sich an den Scheibenwischern fest. Neben dem Auto galoppieren ein Dutzend Wildschweine, sie grunzen, die gelben Hauer ragen aus den Mäulern. „Futter, Futter!“, ruft er, Tina reicht ihm eine Tüte, er wirft im Fahren ein paar Brocken aus dem Fenster, um die Schweine abzuhängen.

Plötzlich bremst Dauth. Er springt aus dem Auto, Tina klettert auf die Ladefläche des Kombis. Die Wildschweine holen auf, inzwischen die ganze Rotte, 60 grunzende Tiere. Sie umzingeln das Auto, Dauth kippt die Futtertüten aus. Tina wirft mit Gurken und Brot. Die Schweine schmatzen.

DIE IMMOBILIEN

Wer einmal ein großes Haus gekauft hat und sich nicht dumm anstellt, wird in den Jahrzehnten darauf immer wohlhabender. Gerade in den Metropolen. So war es auch bei Dieter Dauth. Er sagt, er habe als Student über Kontakte einen günstigen Kredit von einer Bank bekommen. Davon hat er Häuser gekauft, in und um Frankfurt, die er zum Teil bis heute vermietet.

Es gibt redliche Vermieter, und es gibt skrupellose. Dauth muss zur zweiten Sorte gehört haben. Er hat es mit seinen Trickserien immer wieder in die Gerichtssäle und dann in die Zeitungen geschafft. Zum Beispiel 1993, als Dauth eine 62-Quadratmeter-Wohnung im Frankfurter Nordend für 1200 Mark vermietete. Angemessen waren 470 Mark, entschied das Wohnungsamt. Dauth wurde wegen Mietwucher zu 8000 Mark Strafe verurteilt.

1995 ermittelte das Frankfurter Wohnungsamt gegen Dauth, weil er Wohnraum zweckentfremdet hat. In mehreren seiner Dreizimmerwohnungen lebten bis zu 22 Menschen – viele von ihnen Flüchtlinge aus Polen, Russland oder Litauen. Mit 15 Personen ließen sich 4500 Mark im Monat aus so einer Wohnung herausholen, schätzte das Amt. Die normale Miete wäre maximal 1000 Mark.

Dauth sah sich als Opfer. Er habe von nichts gewusst, sei Opfer einer Mafia gewesen. Und brüstete sich öffentlich mit einer „sozialen Aktion“, er habe „den Polen helfen wollen“.

Einmal wurde er wegen fahrlässiger Tötung verurteilt. Eine seiner Wohnungen war nur mit einer Uralt-Gastherme ausgestattet. Ein junges türkisches Paar erstickte. Dauths Geiz und Gier, sie haben zwei Menschen das Leben gekostet.

Juli 2023, Heddernheim, ein Stadtteil im Norden Frankfurts, die Skyline ist außer Sichtweite. Hier steht das Kleine Zentrum,

eine Art Passage, mit einem Thai-Imbiss, einer Trinkhalle und einer Änderungsschneiderei. Dauth hat das Zentrum im Jahr 2006 für 1,7 Millionen Euro ersteigert. Es ist eine seiner letzten Immobilien, im Laufe der vergangenen Jahre hat er fast alle verkauft. „Zu viel Stress.“

Dauth steht im Zentrum und schaut sich um. Seit acht Jahren sei er nicht mehr hier gewesen, sagt er. „Warum auch? Ich ärgere mich doch nur.“ Dabei sieht es ordentlich aus, kein Müll auf dem Boden, keine Graffiti an den Wänden. Das war mal anders. Früher hätten hier Jugendliche gefeiert und mit Drogen gedealt, erzählt der Kioskbetreiber.

Ein Mann kommt aus einem der Lokale, er arbeitet bei der Arche, einer Art Jugendtreff. Hier können Kinder spielen, Hausaufgaben machen und bekommen ein Mittagessen. Meist Kinder aus prekären Verhältnissen. Der Mann – groß, Brille,



Auf dem Weg zur Wildschwein-Fütterung: Für Tina ist nur noch Platz auf der Motorhaube von Dauths Geländewagen.

Einmal wurde Dauth wegen fahrlässiger Tötung verurteilt: In einer seiner Wohnungen starb ein junges türkisches Paar.

freundliches Gesicht - kommt auf Dauth zu und schüttelt ihm die Hand. „Lange nicht gesehen“, ruft der Arche-Mann fröhlich.

Dauth will zeigen, wie glücklich seine Mieter sind. Dass es Quatsch ist, was über ihn in der Zeitung steht. „Sagen Sie doch mal drei Dinge, die man hier verbessern könnte“, fordert Dauth den Arche-Mann auf. Der weiß offenbar nicht, wie er reagieren soll, vor allem, wenn auch noch die Presse da ist. „Meinen Sie das ernst?“, fragt er. „Ja, sicher!“, ruft Dauth. Der Arche-Mann zögert noch ein paar Sekunden, dann setzt er an. „Ja, also ...“

Dauth fällt ihm ins Wort. „Sehen Sie, keine Beschwerden!“

Der Arche-Mann versucht es noch mal. „Na ja, Herr Dauth, es gibt da schon ein paar Dinge ...“

„Ja, was denn?“, fragt Dauth, jetzt unwirsch.

Der sagt: „Es gibt halt Vermieter, die kümmern sich um ihre Immobilie, andere nicht.“ Und geht.

„Haben Sie die Miete schon bezahlt?“, ruft Dauth ihm hinterher.

In Frankfurt-Heddernheim

besitzt Dauth eine Ladenpassage. Viele Mieter sind nicht gut auf ihn zu sprechen.



DAS DORF

In Deutelbach grasen ein paar Ziegen hinter einem Bauzaun. Eines der Tiere steht auf einem verfallenen Häuschen in der Mitte des Grundstücks, stolz wie eine Königin. Sie wacht über eines von mehreren Grundstücken in Deutelbach, die Dieter Dauth gehören. Es liegt an einer schmalen Straße. „City-Haus - Privatstraße“, steht an der Backsteinmauer, die Dauths Grundstück von der Straße trennt.

Als Dieter Dauth an diesem verregneten Julitag seine Ziegen füttern will, parkt er seinen Mercedes direkt vor dem Grundstück. Und blockiert die Straße.

Ein Traktor tuckert heran, darauf ein Mann in Arbeitskleidung, um die fünfzig. Er hält vor Dauths Mercedes, den Motor lässt er laufen. Dauth, der gerade Möhren durch den Bauzaun zu den Ziegen wirft, dreht sich um und schreit gegen den Traktorlärm an: „Warte doch mal! Warte doch fünf Minuten!“

Der Bauer will nicht warten, der Motor bleibt an. Dauth soll doch bitte ein Stück zur Seite fahren.

„Das gehört alles mir!“, brüllt Dauth. Sein Gesicht läuft rot an.

„Dir gehört hier gar nichts!“, brüllt der Mann vom Traktor und rast dicht an Dauths Auto vorbei.

Der Mann hat recht. Die Straße ist keine Privatstraße. Sie gehört der öffentlichen Hand, also: allen.

DIE FEINDE

Es war das Jahr 1995, als sich Dauth mit seinen Tieren in Deutelbach breitgemacht hat. „Ein Kaff an der Wegscheide“, nannte er das Dorf mal in einem Interview. Und Dauth, damals 47 Jahre alt, sagte auch: „In ein, zwei Jahren gehört mir dort der halbe Ort.“

Spricht man die Deutelbacher auf Dieter Dauth an, wollen viele erst mal nicht reden. Aber dann legen sie doch los. Die meisten haben sich schon mit ihm gestritten, auf der Straße oder vor Gericht. Sie fürchten Dauth oder wollen einfach nichts mit ihm zu tun haben. Niemand will seinen Namen in der Zeitung lesen.



Leben im Chaos: Dieter Dauth verbringt viel Zeit damit, Akten, Unterlagen und Briefe zu sortieren. Oft geht es darin um seine Gerichtsprozesse.

**„Es gibt
immer Stress
mit ihm. Ich
kenne
das gar nicht
anders“,
sagt eine
Dorfbewoh-
nerin.**

Vor knapp 30 Jahren
kaufte Dieter Dauth
35 Hektar Land mit
mehreren Gebäuden im
Spessart. Aber richtig
angekommen ist er dort
nie. Die *Frankfurter
Rundschau* nannte ihn
einen „menschenhasen-
den Supersonderling“.

„Es gibt immer Stress mit ihm, ich kenne das gar nicht anders“, sagt eine Frau.

„Man grüßt sich nicht“, sagt ein Mann.

„Er hinterlässt überall Brandspuren“, sagt ein anderer Mann.

„Er will provozieren“, sagt noch ein Mann.

„Niemand hier mag ihn“, sagt der nächste.

„Es könnte so schön hier sein“, sagt noch jemand.

„Ich sage dazu nichts“, sagt der Bürgermeister.

„Dich grüßen sie ja noch, oder?“, fragt Dieter Dauth seine Mitarbeiterin Jana. Und wirkt dabei ungewohnt unsicher. Wenn er seine Tiere besucht, schleicht er oft über einen Waldweg ins Dorf.

Dauth ist ständig im Streit. Mit der Welt, nicht nur mit den Deutelbachern.

Die *Frankfurter Rundschau* nannte Dauth einmal einen „menschenhassenden Supersonderling“.

Diether Dehm (Die Linke) bezeichnete Dauth als ein „verlogenes Ekel“ und forderte, Dauth nicht mehr mit „Dieter D.“ abzukürzen. Das war im Jahr 1995, Dehm saß damals für die SPD im Frankfurter Stadtrat. Immer wieder kam es zu Verwechslungen, Dehm habe die Briefe und Drohanrufe kaum mehr zählen können.



Niemand möchte gerne sein Gesicht zeigen, wenn es um Dauth geht. Viele Nachbarn haben sich mit ihm schon vor Gericht gestritten.

Ein Richter sagte über Dauth: „Das Umgeben mit Hunden ist Zeichen seiner menschenverachtenden Omnipotenz.“

Ein ehemaliger Vorstand der Frankfurter Roma-Union berichtete, ihm seien mehrere Fälle bekannt, in denen „die Notlage unserer Menschen bis aufs Äußerste von dem ebenso unkonventionellen wie rücksichtslosen Mieteintreiber Dauth ausgenutzt wurde.“

Dauth hat weder Kinder noch eine feste Partnerin. Er hat einen Freund, mit dem er sich einmal in der Woche zum Essen trifft, einen Orthopäden, den Dauth „Doktor Baron“ nennt. Auch der möchte lieber nicht über Dauth reden. Dauth sagt, sein Vater sei gefühllos gewesen. Dauth sagt, er sei in einem Internat, in dem er als Kind einige Jahre gelebt hat, mit Schlägen bestraft worden, wenn er an den Fingernägeln gekaut hat. „Deshalb kaue ich immer noch an den Nägeln, aus Protest“, sagt er.

DIE JUSTIZ

Dieter Dauth behauptet, er sei in rund 300 Gerichtsverfahren verwickelt gewesen. Als Kläger und als Angeklagter. Dauth behauptet, die allermeisten Prozesse gewonnen zu haben. Und Dauth behauptet, es habe früher eine Art Fanclub gegeben, der ihm im Gerichtssaal von der Zuschauerbank aus zugejubelt habe.



Deutelbach, ein 41-Seelen-Dorf: Hier lebt es sich gemütlich, einer wie Dieter Dauth, der Immobilienhai aus Frankfurt, fällt da raus.

Dafür gibt es keine Belege.

In den Saal 2 des Bayerischen Verwaltungsgerichts in Würzburg hat sich nur ein Mann auf die Zuschauerbank verirrt, dazu ein Lokaljournalist und eine Frau um die fünfzig, die hier neuerdings als Protokollantin arbeitet. Sie will sich ein paar Verhandlungen ansehen, zur Übung.

Es ist der 13. Juli, und in Würzburg geht es um die Sache „Dieter Dauth, Frankfurt a. Main, gegen Gemeinde Aura i. Sinngrund wegen Aufstellung eines Bebauungsplans“. Die Bank auf der Klägerseite wird leer bleiben. Dauth hat keine Lust mehr auf die Fahrt. An jenem Julitag wird seine Klage abgewiesen, sie ist unzulässig. Dauth muss einen Streitwert von 5000 Euro zahlen.

Dieter Dauths wilde Zeit ist vorbei, in seinen Rechtsstreiten geht es jetzt um Lappalien. Besonders oft war Dauth in den 90ern vor Gericht. Im April 1993 hatte das Amtsgericht Frankfurt einen Strafbefehl gegen Dauth erlassen - wegen Kindesmissbrauchs. Der Strafbefehl wurde am 8. Mai 1993 rechtskräftig. Rund acht Jahre später wurde aus dieser Strafe und einer anderen Verurteilung eine Gesamtstrafe von 360 Tagessätzen zu je 51 Euro. Dauths Version: Die Kinder haben ihm Geld gestohlen, aus Rache habe die Mutter bei der Polizei ausgesagt, dass er den Mädchen an den Po gefasst habe.

Am 6. November 1997 nahm die Polizei Dauth in seinem Wochenendhaus in Hessen fest, er schaute gerade mit seinen Hunden Fernsehen. Dauth war wegen Nötigung und Körperverletzung zu einer achtmonatigen Freiheitsstrafe auf Bewährung verurteilt worden. Er soll vor einem seiner Grundstücke in Frankfurt eine Spaziergängerin mit seinen Hunden umzingelt und ihr vorgeworfen haben, die Tiere von seinem Gelände gelockt zu haben. Er habe sie als „dreckige ausländische Hure“ beschimpft, die „die deutsche Luft nicht verpestet soll“. Als die Frau die Polizei rufen wollte, hätte er ihr ins Gesicht geschlagen und auf sie eingetreten. Er kam in Untersuchungshaft, weil Verdunklungsgefahr bestand. Wenige Tage später war er wieder auf freiem Fuß, die Haft sei unangemessen, urteilte die RichterIn.

Dafür gibt es Belege.

DIE EINSAMKEIT

Die Liste an Verfehlungen, Verbrechen und Vergehen von Dieter Dauth ist lang.

Warum ist er so?

Wenn man ihn das fragt, weicht Dauth aus. Einmal sagt er, er sei als Baby todkrank gewesen, deshalb sei sein Lebensmotto: Ich schaffe das. Und damit man überhaupt irgendwas schaffen kann, müsse man ja in Situationen kommen, die einen „herausfordern“.

Ein anderes Mal, auf einem seiner Anwesen in Deutelbach, sagt er: „Ich bin ein Spieler. Ich prozessier alles aus.“



Die Fütterung
seiner Tiere lässt sich Dauth viel kosten. Trotzdem wurde sein Antrag, in Deutelbach ein Tierheim zu eröffnen, mehrfach abgelehnt.

60 18. 2023

MAKING OF



CELINE SCHÄFER & TABEA KERSCHBAUMER

wollten erst die Quandt-Erbin Susanne Klatten und dann die Trash-TV-Ikone Claudia Obert porträtieren. Weil beide Frauen abgesagt haben, sind sie bei Dieter Dauth gelandet. Jetzt halten sie erst mal Abstand zu reichen Leuten.

Wenn man mit Dauth einen Termin vereinbaren will, hat er in der Regel erst mal gar keine Zeit, dann nimmt er sich doch ganze Tage. Seine einzigen Termine sind Arzt- und Gerichtstermine. Oder er muss „Rückstände aufholen“, damit meint er: die Akten bearbeiten, die sich in seinen Frankfurter Wohnungen auf den Tischen türmen.

Es gibt keine Studien zum Tierfreund-Menschenfeind-Komplex. Keine wissenschaftlichen Erklärungen, warum jemand Tiere lieben und Menschen verachten kann. Manch einer wendet sich wohl Tieren zu, weil Menschen ihn enttäuscht haben. Eine Zuflucht.

Für andere sind Tiere schlicht die angenehmeren Freunde. Tiere verlangen nur Futter und ein bisschen Bewegung. Vielleicht mal eine Streicheleinheit. Sie widersprechen nicht und wollen nicht streiten.

Meistens.

Als Dieter Dauth in Deutelbach die Futtertüten geleert hat, rempelt ihn plötzlich ein Schwein am Bein an. „Aua“, brüllt Dauth, seine Wangen sind rot. Er schlägt nach dem Tier.

Wildschweine können bis 200 Kilo schwer werden.

Wildschweine gelten als intelligent. Und lernfähig.

**Sozialarbeiter
Tobias Wolf** vor
der Neuen
Nazarethkirche.
Um ihn herum
liegt benutztes
Drogenbesteck.

Text
Dennis Frasch

Fotos
Kim Zeidler

LEO IST KRANK

Auf dem Leopoldplatz in Berlin-Wedding kann man von einem Kinderspielplatz aus zusehen, wie Crack geraucht und Heroin gespritzt wird. Anwohner rebellieren. Politik und Polizei haben aufgegeben. Nur einer meint, die Lösung zu kennen. Doch sie ist radikal.

60 18. 2023



Im Berliner

Stadtteil Wedding nennt man den Leopoldplatz einfach Leo, als wäre er ein guter alter Freund.

Leo ist 500 Meter lang und 75 Meter breit. Aufgeteilt in drei Zonen: vorne, Mitte, hinten. Eine Viertelstunde braucht man, um den Platz zu umrunden, vorbei an acht Cafés, sechs Spätis, fünf Friseuren, drei Kitas, zwei Kirchen und einem Modell-eisenbahngeschäft.

In der Mitte, neben einem Spielplatz, steht der Affenkäfig. So nennen ihn die Süchtigen. Es ist ein Unterstand, von einer halbhohen Steinmauer umgeben, in der Mitte gibt es einen breiten Durchgang.

Damit die Polizei hineinsehen kann.

Montag, 10 Uhr, an einem verregneten Sommertag. Vor dem Affenkäfig hat sich eine Menschentraube gebildet. In der Mitte stehen zwei Männer, die Kappen tief ins Gesicht gezogen. Einer von ihnen verhandelt mit einem jungen Mann, der nicht weiß, ob er stehen oder hocken soll, also macht er beides, als wäre er beim Frisport. Er hält einen Schein in der Hand. 20 Euro. Zwei Steine. 20 Minuten Ekstase.

Ein paar Meter weiter kauern Gestalten und rauchen, aus einem Klo-Container weht beißender Gestank herüber. Überall liegt Müll.

Der Leo ist ein Ort der Verzweiflung. Süchtige irren umher, aufgeputzt vom Crack oder auf der Suche nach dem nächsten High. Irgendwann schlafen sie erschöpft an Ort und Stelle ein. Zum Beispiel auf einem der Spielplätze.

Crack wird aus Kokain hergestellt, es wird gekocht mit Natron und Wasser, und noch nie gab es so viel, so reines und so billiges Kokain in Deutschland wie heute.

Auf dem Leo rauchen sie Crack oder spritzen sich Kokain in die Venen. Oder Heroin. 2022 sammelte man rund 22000 weggeworfene Spritzen auf dem Leo ein. Macht im Durchschnitt über 60 am Tag.

Gegen zehn Uhr erwacht am Leo der Alltag. Die Cafés sind gut besetzt, die Barber rasieren ihre ersten Kunden, und aus den Fenstern der Kitas dringt Kinderlachen.

Der Wedding sei im Kommen, wird seit Jahren erzählt. Studierende, Lebenskünstler und Neu-Berliner finden den traditionellen Arbeiterbezirk inzwischen cool. Schon gibt es hippe Cafés am Leo und ein Barbecue-Restaurant mit authentisch geräuchertem Brisket.

Doch viele, die am Leo ihre Geschäfte eröffnet haben, bereuen ihre Entscheidung.

Als bei Özlem Ener vor 16 Jahren das Telefon klingelte, fühlte sie sich, als hätte sie im Lotto gewonnen. Das Bezirksamt war am Apparat. Herzlichen Glückwunsch, Sie bekommen den Laden.

Hunderte hätten sich auf die leerstehende Gaststätte am südlichen Leopoldplatz beworben. Sogar die großen Ketten:

Starbucks, Nordsee, Burger King. Doch der Bezirk fand, das Konzept von Özlem Ener und ihrem Mann passe am besten in den aufstrebenden Kiez.

Im Frühjahr 2008 eröffneten sie ihr „Simit-Evi-Café“, ein türkisches Frühstückscfé. Heute heißt es „Café Old Style“.

Von den Decken hängen Kronleuchter, Lotosblütenblätter zieren die Sitze. Ihre Simit, selbstgebackene Sesamkringel, sind weithin bekannt.

Ener sitzt in der Ecke im hinteren Teil des Cafés, die Arme verschränkt, die Augen wässrig. Sie wisse nicht mehr weiter, sagt sie. Die Gäste blieben weg, weil immer mehr Drogensüchtige um Geld bettelten, in diesem Jahr sei schon dreimal bei ihr eingebrochen worden. Ener ist wütend auf die Stadtpolitiker. Die würden nur deshalb nichts tun, „weil der Migrantenanteil hier so hoch ist und die Migranten sich nicht wehren können“.

Ener, eigentlich ausgebildete Pädagogin, stellt hauptsächlich alleinstehende Frauen mit Migrationshintergrund ein. Vier von ihnen musste sie in den letzten Wochen schon entlassen. Die Umsätze seien eingebrochen.

Wenn es so weitergeht, werde sie bald schließen müssen.

Ener hat ihren Nachbarn erzählt, dass ein Journalist vorbeikommt, plötzlich stehen sie im Laden und erzählen. Sevda Boyraci, Inhaberin des Baklava-Shops „La Rose“ auf der anderen Straßenseite. Und Melki Akgüz, dem der Goldladen zwei Häuser weiter gehört.

Boyraci: Bei mir wurde im letzten Monat zweimal eingebrochen.

Ener: Beim letzten Mal haben sie alles mitgenommen. Die Kellnerhandys, die Kasse, die Laptops. Alles weg.

Akgüz: Meine Scheibe wurde mit einem Gullydeckel eingeschlagen. Fünf Männer sind auf meinen Kassierer los, während eine Frau Schmuck im Wert von 80000 Euro einsackte.

Akgüz: Ich lasse meine Kinder nicht mehr alleine im Laden, ich habe Angst um sie.

Boyraci: Bei mir kommt eine süchtige Frau jeden Tag in den Laden und bittelt. Und sie geht einfach nicht mehr weg.

Ener: Ich rufe mindestens dreimal die Woche die Polizei, weil jemand hinter der Mülltonne liegt und sich stundenlang nicht mehr bewegt.

Eners Mann kommt dazu, ein sportlicher Mann mit grauem Bart und grauem Haar, auch er hat türkische Eltern. Er lehnt sich an den Türrahmen und hört zu. „Erzähl ihnen, wen wir nächstes Jahr wählen werden“, fordert Özlem Ener ihn auf.



Aufräumaktion:
Einmal im Monat sammelt eine Bürgerinitiative Spritzen, Bierdeckel und anderen Müll ein.



Der Unterstand ist für 40 Menschen ausgelegt. An manchen Tagen drängen sich 150 Menschen darin, rauchen Crack und spritzen sich Heroin.

60.18.2023

22 000

Spritzen wurden im Jahr 2022 auf dem Leo gefunden.



„Die AfD“, sagt der Mann.

Özlem Eners Stimme wird zu einem schrillen Schrei. „Die AfD! Wie verzweifelt kann man sein, um als Migrantin die AfD zu wählen?“

Fragt man Özlem Ener, wohin die Leute denn gehen sollen, wird sie wütend. Einfach weg. „Wir sind die Opfer hier! Nicht die!“ Und dann brüllt sie es regelrecht: „Wir sind die O-P-F-E-R, das sind die T-Ä-T-E-R!“

Tanja kauert hinter einem Mauervorsprung der Neuen Nazarethkirche, schaut sich kurz nach der Polizei um und stopft etwas Stahlwolle in den Kopf der Haschpfeife. Die Crackkörner sehen aus wie weißer Kies. Als sie glühen und knistern, zieht Tanja den Rauch tief ein.

Genau in diesem Moment kommt ein junger Mann in Anzug aus der Kirche. „Hier bitte keine Drogen“, sagt er beiläufig, als würde er das jeden Tag sagen, und läuft die Treppe hinunter.

Tanja dreht sich weg. Drei Sekunden lang hält sie den Rauch in der Lunge, dann atmet sie aus. Eine weiße Rauchwolke steigt an der



Kirchenwand empor, als wäre gerade der Papst gewählt worden.

Zehn Minuten lang dauert das Hochgefühl, als würde die Energie der Sonne aus ihrem Bauch in den ganzen Körper strömen.

Tanja heißt eigentlich anders. Sie ist 49 Jahre alt, Mutter, Großmutter, 1,58 Meter groß und wiegt noch 39 Kilo.

Um ihre Sucht zu finanzieren, verkauft Tanja selbst Drogen. Lyrica, ein Beruhigungs- und Schmerzmittel, und Hasch. Manchmal macht sie in zwei Stunden 150 Euro.

Tanja gehört zur alten Garde der Drogensüchtigen. Noch keine zwanzig, war sie am Bahnhof Zoo gestrandet. „Bisschen Partydrogen, bisschen Speed, aber nie Brown, nie geballert“, sagt sie. Mit Brown meint sie Heroin. Mit ballern spritzen.

Mit 18 wurde sie das erste Mal Mutter, mit 28 das zweite Mal. Vor zwei Jahren ist sie Großmutter geworden.

In den letzten 20 Jahren habe sie nur gekiffert. So sei sie auch an den Leo gekom-

men. Hier hätte es gutes Weed gegeben. Und sie ist geblieben. „Einmal Straßenkind, immer Straßenkind“, sagt sie.

Tanja nimmt einen der vier Haargummis von ihrem rechten Handgelenk und bindet sich die Haare zu einem Zopf zusammen. Ihre Fingernägel sind abgekaut und rosa lackiert. Früher waren sie länger, sagt sie, aber seit dem Crack muss sie immer daran herumnibbeln.

Sie wünscht sich, sie hätte es nie geraucht.

Der Leo war schon immer ein Ort des Elends. Bereits kurz nach seiner Errichtung Mitte des 19. Jahrhunderts gab es Klagen über das „lichtscheue Gesindel“, das sich dort herumtrieb.

Deshalb wurde er immer wieder umgestaltet. Wo heute die Drogen-Baracke steht, befand sich Anfang des 20. Jahrhunderts der „Schmuckplatz“ mit einer Montessori-Schule. Es folgten Spielplätze, Bolzplätze, Sitz- und Ruhezonen, Brunnenanlagen mit

Früher kümmerte sich die evangelische Kirchengemeinde noch um die Alkoholiker auf dem Platz. Heute zuckt Kirchenvorsteher Sebastian Bergmann nur ratlos mit den Schultern.

Mittelfontänen und sogar gepflasterte Labyrinth.

Es brachte nichts.

Vor knapp 15 Jahren eskalierte die Situation: Bei schönem Wetter trafen sich Hunderte von Trinkern auf dem vorderen Leopoldplatz. Sie saßen auf Bänken, hingen vor dem U-Bahn-Eingang herum, schrien und prügelten sich.

Als auf einem Spielplatz Spritzen gefunden wurden, rissen die Beschwerden nicht mehr ab. Das *Berliner Abendblatt* titelte 2010: „Der gefährlichste Platz Berlins“.

Der Bezirk reagierte. Der Platz wurde aufgeteilt.

Im vorderen Teil wurde Alkohol verboten, im mittleren Teil ein Aufenthaltsbereich für Süchtige eingerichtet, samt sauberen Spritzen und Beratungsangebot. Der hintere Teil sollte Kindern und Familien gehören, mit dem Themenspielplatz „Tausend und eine Nacht“.

Dann passierten zwei Dinge.

Mit den Geflüchteten, die zu Hunderttausenden seit 2015 nach Berlin gekommen waren, änderte sich auch die Drogenszene. Viele von ihnen stammten aus Kriegs- und Krisenregionen, waren traumatisiert, mittellos und ohne soziales Netz. Wer heute über den Leo tigert, stammt sehr wahrscheinlich aus Syrien, Afghanistan, der Ukraine oder Zentralasien, spricht kaum oder gar kein Deutsch, hat vielleicht ein Zimmer in Brandenburg und kein Zuhause in Berlin und ist ziemlich verloren.

Zunächst traf sich die Szene im Kleinen Tiergarten, mitten in Moabit, doch schon bald „befriedete“ die Polizei den Park, wie es im Fachjargon heißt. Das bedeutet: Sie vertrieb die Süchtigen. Erst Richtung Hansaplatz, dann zum Leopoldplatz.

Gleichzeitig veränderte sich der Drogenmarkt. Crack, bis dahin vorwiegend in Hamburg, Frankfurt oder Hannover konsumiert, machte sich auch in Berlin breit. Die Dealer, so erzählt man, stammten hauptsächlich aus Tunesien.

Ein Mann mit neongrünem Hoodie und tellergroßen Pupillen kommt auf Tanja zu. „Koks, Steine, alles“, flüstert er. Tanja ignoriert ihn. Auf den Stufen der Kirche sitzt ein Mann, die Hose heruntergelassen, und stochert mit einer Spritze in seinen blutüberströmten Beinen nach einer freien Vene.

Tanja hat vor drei Jahren zum ersten Mal Crack geraucht. Ein Freund, schon süchtig von dem Stoff, habe sie noch angefleht, es nicht zu tun.

230 Drogentote gab es 2022 in Berlin. Das ist bundesweit Platz 3.



Cracksteine für zehn Euro.



Lena Grönde und ihr Sohn Momo helfen beim Müllsammeln. Momo fischt am liebsten Bierdeckel mit der Magnetangel.

60 18.2023



In einem Drogen-Mobil können bis zu vier Personen gleichzeitig harte Drogen konsumieren. Nicht genug für die Masse an Süchtigen.

Seitdem laufen ihre Tage etwa so ab: Sie steht auf, mal um 10, mal um 14 Uhr, sie duscht, kämmt ihre Haare, schminkt sich, dann verlässt sie ihre Sozialwohnung in Wittenau und fährt zum Leo. „Erst mal frühstücken“, nennt sie es. 10 Euro ein Hit. So geht es weiter, manchmal tagelang, ohne Schlaf.

Seit einigen Monaten versucht sie, nicht mehr im Dunkeln auf dem Leo zu sein. Sie hat Angst vor Dealern, die Pistolen mit sich tragen. Und vor Süchtigen, die einem aus nichtigem Anlass ein Messer in den Rücken rammen können.

Hätte sie das Sagen, sie würde den Leo räumen lassen.

Wo sie dann hingehet? „Wird ja dann sonst wo Steine geben“, sagt sie.

Tanja schaut hinüber zum Affenkäfig. Sie hat eine Plastiktüte dabei. Ein Freund von ihr laufe nur in Flipflops herum, doch das sei zu gefährlich bei den herumliegenden Spritzen. Sie hat ihm Sportschuhe mitgebracht.

Neben dem Treffpunkt der Drogensüchtigen steht ein grauer Container. Wer möchte, kann sich hier von Sozialarbeitern beraten lassen, es gibt saubere Spritzen und Pfeifen, dazu heißen Tee und die in der Szene beliebten Salamibrötchen.

Neben dem Container steht das Konsummobil. Ein graues Ambulanzfahrzeug. Es hat zwei Plätze für intravenösen Konsum und zwei Raucherkabinen mit Abzug. Sauerstoffflaschen hängen an der Wand, daneben ein Plakat – das Gefäßsystem des

Menschen. Damit man weiß, wohin die Nadel soll.

Am Leo stehen zwei Kirchen: da die Alte Nazarethkirche, ein strenger, quadratischer Ziegelbau. Sie gehört der evangelischen Gemeinde und wird gerade renoviert. Als sich vor ihren Mauern noch vor allem die Säuer trafen, lockte die Kirche sie weg in einen eigens eingerichteten Trinkerraum, das „Knorke“.

Der ist seit langem geschlossen. Der Gemeindevorsteher kümmert sich nur noch um den Garten hinter der Kirche. Fragt man ihn, warum die Kirche ihre Hilfe eingestellt hat, zieht er an seiner Zigarette, schaut zum Aufenthaltsbereich hinüber und sagt: „Den Crack-Süchtigen ist nicht mehr zu helfen.“

Die zweite Kirche ist die Neue Nazarethkirche. Sie ist prächtiger und wird heute von der UKRG betrieben, der „Universalkirche des Königreichs Gottes“. Das ist eine Freikirche, gegründet von erkonservativen Fundamentalisten aus Brasilien.

Süchtige nutzen die verwinkelten Mauern an der Außenseite der Kirche, um Drogen zu konsumieren. In manchen Ecken bilden sich Sümpfe aus Schlamm, Fäkalien und Pisse, gespickt mit Spritzen und blutigen Taschentüchern.

Es ist das Reich von Pater Vidal, einem runden Brasilianer, der stets Anzug und Krawatte trägt. Fragt man ihn, was los ist auf dem Leo, lächelt er freundlich, drückt einem eine Visitenkarte in die Hand und sagt, man solle ihm eine E-Mail schreiben, er habe gerade keine Zeit, und schreibt man ihm dann eine E-Mail, dann antworten in der Regel seine Anwälte.

Wer auf den Kletterturm des Spielplatzes in der Mitte des Leo steigt, gleich neben der Drogen-Baracke, kann interessante Dinge beobachten.

Hinter einem Zaun steigt weißer Rauch unter einem Regenschirm auf.

Oder da: Ein junger Mann im weißen Rollkragenpullover hastet über den Platz. Es ist der typische Gang von jemandem, der gerade Crack geraucht hat. Als käme er fünf Minuten zu spät zu einem wichtigen Termin und hätte ausgerechnet jetzt vergessen, wie das mit dem Laufen eigentlich funktioniert.

Eine Frau lehnt an einem Baum und übergibt sich immer wieder.

Man sieht Dealer dealen und Drogensüchtige drücken. Und jedes Kind, das hier oben stehen würde, würde es auch sehen.

125

Einbrüche gab es im ersten Halbjahr 2023 am Leo. Mehr als von 2018 bis 2020 zusammen.

**„Manchmal
lege ich mich
ins Bett und
habe Angst,
dass ich
morgens
nicht mehr
aufwache.“**

Tanja, 49, raucht seit
drei Jahren Crack.

240

Tonnen Kokain wurden in europäischen Häfen beschlagnahmt.

Der Spielplatz wurde vor ein paar Jahren absichtlich neben die Drogen-Baracke gebaut. Er sollte eine Art Warnung sein: Achtung, hier spielen Kinder. Benehmt euch. Soziales Platzmanagement nennt sich das.

Bevor die Crackwelle kam, funktionierte das einigermaßen gut.

Doch inzwischen trauen sich viele Eltern nicht mehr, dort mit ihren Kindern zu spielen. Immer wieder werden Spritzen gefunden. Oder sie müssen über schlafende Menschen steigen.

Vor der Kindertagesstätte sind die Blumenkübel entfernt worden. Da waren am Morgen, wenn die Eltern ihre Kinder brachten, zu oft gebrauchte Spritzen drin.

Ein paar Meter weiter hat Sven Dittrich seinen Trödelladen. Ein freundlicher Mann mit einer Vorliebe für antike Dosen. In seinen Regalen herrscht ein wildes Durcheinander. Alte Landkarten von Sachsen, „Der weiße Hai“ auf VHS, ein Tee-Service. Sein aktuelles Lieblingsstück ist eine alte Ham-

merschlag-Zuckerdose von WMF. Die seien vor 1945 kaum hergestellt worden, sagt Dittrich. Die richtig teuren Sachen stellt er aber nicht aus. Er möchte nicht, dass ihm jemand deswegen die Scheibe einwirft.

Kürzlich saß Dittrich bei offener Tür und hörte Schreie von der Straße, erzählt er. Nichts Ungewöhnliches. Er schaute hinaus und sah, dass sich zwei Dealer stritten. Plötzlich zog einer eine Waffe und schoss zweimal in den Boden. „Die Straße war voller Menschen. Panik brach aus“, sagt Dittrich. Eltern packten ihre schreienden Kinder und liefen davon.

Dittrich kann viele solcher Geschichten erzählen. Von dem Mann zum Beispiel, der mit einer Machete um den Leopoldplatz lief. Oder von Leuten, die mit blutigen Füßen und offenen Wunden in seinen Laden kommen. „Mann, Mann, Mann“, sagt er und schüttelt den Kopf.

Vergangenes Jahr hat Dittrich die Bürgerinitiative „Wir am Leo“ mitgegründet. Der Frust der Anwohner richtet sich vor allem gegen die Stadtpolitiker, „die nur reden und nichts tun“.

Im Februar 2023 lief Dittrich zusammen mit 300 anderen Menschen aus dem Kiez um den Leopoldplatz. Sie hielten bunt bemalte Schilder hoch, auf denen stand: „Ohne Angst durch den Kiez“ oder „Wir können uns nicht selbst schützen“.

Sie schrieben Briefe an den Regierenden Bürgermeister, die Innensenatorin, die Polizeipräsidentin, die Bezirksbürgermeisterin. Von den meisten erhielten sie keine Antwort.

Inzwischen gibt es regelmäßige Kieztreffen, selbstorganisierte Aufräumaktionen und nachbarschaftliches Boulespielen. Auf einer Internetseite informiert die Bürgerinitiative über die neuesten Protest-Termine.

Doch auf eine Frage hat auch Dittrich keine Antwort: Wo sollen die Drogensüchtigen denn hin? Dittrich zieht an seiner Zigarette, überlegt, noch einen Zug. Schließlich sagt er, er sei kein Experte. Dass müssten die entscheiden.

Ein junger Mann mit strähnigen Haaren und krummem Rücken kommt vorbei und bittet um 80 Cent. Sven Dittrich zückt sein Portemonnaie und gibt ihm einen Euro.

Bevor sich Crack wie ein Virus verbreitete, Dealer mit Macheten aufkreuzten und die Polizei kapitulierte, stand über dem Leopoldplatz ein Versprechen: Dieser Platz ist für alle. An dieses Versprechen glaubt keiner mehr.



Trödelhändler Sven Dittrich in seinem Laden. Jeden Tag bekommt er von Süchtigen Fehlerware angeboten.

Der Wind pfeift durch den großen Saal des alten Weddinger Rathauses, dunkle Wolken hängen über dem Himmel. 150 Menschen sitzen im Kreis und warten auf Antworten. So viele waren noch nie zum „Runden Tisch Leopoldplatz“ gekommen.

Der „Runde Tisch Leopoldplatz“ wurde einberufen, als die Situation vor 13 Jahren das erste Mal eskalierte. Seither wird in unregelmäßigen Abständen über den Zustand auf dem Platz diskutiert.

Stefanie Remlinger steht auf. Zu ihren Füßen liegt ein gefaltetes Schild, darauf steht: Bezirksbürgermeisterin BA Mitte. Abwechselnd schaut sie auf ihren Notizblock, den sie fest umklammert hält, und in die anwesenden Gesichter.

Da ist Sven Dittrich, er sitzt etwas weiter hinten, weil er eigentlich nur zuhören will.

Da ist Özlem Ener, sie sitzt direkt neben Remlinger und starrt auf den Teppichboden.

„Ich weiß, dass die Lage scheiße ist“, sagt Remlinger mit zittriger Stimme. Sie ist erst im Oktober 2022 für die Grünen zur Bezirksbürgermeisterin gewählt worden. „Sie dürfen mich auch anschreien.“

Sie sagt, dass das Platzkonzept seit über einem Jahr nicht mehr funktioniert. Und dass die Mittel des Bezirks an ihre Grenzen stoßen.

Özlem Ener meldet sich zu Wort: „Nicht Corona oder die Energiekrise haben uns in die Knie gezwungen, sondern diese Regierung!“

Applaus.

Sven Dittrich meldet sich zu Wort: „Die Drogenabhängigen tun uns leid, wirklich. Aber es kann nicht sein, dass 300 Leute Tausende Nachbarn terrorisieren. Wir brauchen ein neues Konzept!“

Applaus.

Remlinger rutscht auf ihrem türkisfarbenen Stuhl hin und her, hört zu, macht sich Notizen. Manchmal geht sie auf eine Wortmeldung ein und sagt Sätze wie: „Verdrängung ist keine Lösung“, oder: „Wir überlegen, ob wir konzeptionelle Hilfe in Anspruch nehmen sollen.“

Dann sagt sie, dass sie kurzfristig nur eines tun könnten: einen zusätzlichen Sichtschutz zwischen Spielplatz und Aufenthaltsort bauen.

Ein junger Mann fordert eine mobile Polizeistation auf dem Platz.

Die Polizistin des Polizeiabschnitts 17, der für den Leopoldplatz zuständig ist, ist auch gekommen. Sie sagt: „Mit polizeilichen Mitteln ist die Situation nicht zu lösen. Geben Sie den Platz nicht auf. Seien Sie draußen. Wo Sie sind, kann kein Dealer sein. Verteidigen Sie den Platz!“



Eine brasilianische Sekte hat sich in der Neuen Nazarethkirche eingemietet. Sie kümmert sich nicht um die Drogensüchtigen auf dem Platz.

Die Polizistin schaut in ratlose Gesichter, die wenig später in der stürmischen Nacht verschwinden.

Am nächsten Morgen steht Tobias Wolf vor dem grauen Container beim Aufenthaltsbereich, wie fast jeden Tag. Einigen sagt er hallo, doch viele kennt er nicht mehr.

Wolf leitet die Drogenhilfe auf dem Platz seit fünf Jahren. Man sieht es ihm nicht an. Er ist tätowiert bis hinter die Ohren, trägt Piercings in Augenbrauen, Wangen, Unterlippe und Ohrfläppchen.

Wolf ist vielleicht der Einzige, der eine Lösung kennt, die allen gerecht würde. Er kann sie sogar kurz und in drei Punkte gegliedert formulieren: „Wir brauchen mehr Unterkünfte, mehr soziale Angebote und Originalstoffsubstitution.“

Heißt: Die Süchtigen brauchen ein Bett, einen Ort zum Konsumieren und am besten Crack, Kokain und Heroin vom Staat.

Aber dann macht er eine kleine Pause und sagt: „Dafür braucht es politischen Willen und Geld.“

Zwei Dinge, die in Berlin fehlen.

MAKING OF



DENNIS FRASCH & KIM ZEIDLER

Eine Woche lang tigten der Autor und die Fotografin über den Leopoldplatz. Erst konnten sie nicht fassen, wie die Anwohner mit dem täglich Elend umgehen können. Am Ende der Woche konnten sie nicht fassen, wie schnell man sich an das Elend gewöhnt.

DIE WELT IST BÜCHELKÜHN

52

Die Welt

Text
Lisa Plank

Fotos
Simon Belperio



ist Büchelkühn

Es gibt in Deutschland einen Musiker, der füllt ganze Hallen, hat mehrere Millionen Hörer und mittlerweile sogar eine Platinschallplatte. Und das, obwohl er fast ausschließlich über Frauen, Alkohol und Bayern singt. Wieso kommt er damit in ganz Deutschland so gut an?



Nach seinen Konzerten tropft Timo der Schweiß von den Haaren und der Brust, das Shirt hat er längst ausgezogen. Sein blau-weiß kariertes Halstuch zieht er jedoch nie aus. Seine Herkunft möchte er nicht verstecken.

60.18.2023





Tream kommt aus Bayern, darüber singt er immer wieder. Trotzdem füllt er in ganz Deutschland Konzerthallen.

Normalerweise

sind Freitagabende im bayerischen Aichach eher ruhig. Hier leben 22000 Einwohner, ganz knapp keine Kleinstadt mehr, was soll man da schon verlangen. Heute ist es anders.

Aus der ganzen Umgebung sind sie angereist, aus Kühbach, Hollenbach, Schiltberg und sämtlichen Dörfern dazwischen, und nun drängen sich über tausend junge Leute dicht an dicht vor der Open-Air-Konzertbühne auf dem Parkplatz des Club m-eins zwischen Gewerbegebiet und Bundesstraße 300. Jungs in frisch gewaschenen T-Shirts, Mädchen mit geglätteten Haaren - und alle sind schon ein wenig angetrunken. Schließlich ist der Abend kürzer als das Leben, man muss sich ranhalten, lieber ein Bier zu viel als eines zu wenig. In der ersten Reihe vor der Bühne stehen fast nur junge Frauen, sie zupfen an ihren Haaren, dann noch ein prüfender Blick in die Frontkamera des Handys. Sie hüpfen und strahlen, als stünde auf der Bühne Harry Styles mit einer pinkfarbenen Federboa.

Auf der Bühne steht jedoch nicht Harry Styles, sondern ein Kerl in Lederhose und mit weiß-blau kariertem Halstuch, Typ netter Junge, 25 Jahre alt, hochgewachsen, dunkle Haare, Undercut, weißes T-Shirt mit dem Spruch „Aus für immer jung werden Erinnerung'n“, eine Zeile aus einem seiner Songs. Sein Name: Tream. Deutschlands erster Schlagerrapper - so bezeichnet er sich selbst. Mit ihm auf der Bühne stehen DJ Phiphi, Treams alter Klassenkamerad, und sein Freund Bollog, der im Hintergrund rappt. Weiter hinten eine ganze Reihe von Freunden aus dem Heimatdorf. Aus den Lautsprechern dröhnen schnelle, harte Beats, eine Mischung aus Rap, Partyschlager und Elektro.

„Ich weiß, dass euch Social Media wichtig ist“, ruft Tream in breitestem Bairisch von der Bühne. „Aber wisst ihr was? Da geht es nur darum, wie man aussieht. Wisst ihr, was ich davon halte?“ Kurze Pause, dann liefert er selbst die Antwort.

„Einen Scheiß halte ich davon!“, brüllt Tream. Er zieht sein Hemd nach oben, entblößt den kleinen, viel zu früh angesetzten Bierbauch. „Und deshalb singe ich: Streichel mir die Wampe...“

In der ersten Reihe stehen bei Treams Konzerten fast nur junge Frauen. Dass die Texte sexistisch sind, stört hier niemanden.





Tritt Timo auf die Bühne, strotzt er vor Energie. Egal, wie viele Tage am Stück er bereits unterwegs ist.



Dann hält er das Mikrofon ins Publikum, und die Menge ergänzt im Chor: „... nimm ihn in den Mund, du Schlampe!“

Und schon rappt Tream weiter.

Die Wampe, sie sitzt, egal, wo ich bin, Gang-Life

Ich komm mit der Clique und mach ihr ein Kind, Gangsigns

Vom Weiher, ich kipp nur Weizen, bin dicht, Best Life

Tream rappt vom 3er-BMW, der Fahrt mit drei Promille durch das Dorf. Vom Bierzelt. Von der Goldmarie, die gesagt hat, dass sie ein Leben lang bleibt. Von seinen Freunden, die für immer bleiben. Von seinem Leben in Bayern. Bis er sich längst das Shirt vom Leib gerissen hat, der Schweiß ihm in Strömen von der Stirn und vom Oberkörper läuft und das Publikum heiser ist vom Mitgrölen.

„Sie ist dumm, aber dafür gut zu scheppern“, das röhren sogar die Frauen. Sexismus? Egal. Hier ist nicht München und schon gar nicht Berlin. „Prost ihr Säcke!“ – „Prost du Sack!“ – „Auf die Weiber!“ – „Zack, zack, zack!“

Alle freuen sich, alle sind ausgelassen, Männer und Frauen gleichermaßen. Und dann kommt der nächste Song.

Sonst geht es im Rap ja meist um Frauen, Geld, Alkohol und Drogen. Im Schlager sind die Musiker nicht unbedingt sanfter, meistens geht es um Alkohol oder Liebe, je nachdem, wer singt und für welches Publikum.

Bei Tream geht es um Weißbier, Frauen und Freunde. Es geht um Bayern, vor allem jedoch um das Lebensgefühl auf dem Land – kein Wunder also, dass sich die Jugendlichen hier in Aichach mit dem Schlagerrapper identifizieren können. Er ist einer von ihnen.

Deutschrap vom Dorf, Gang-life in der Leder-

hose. Damit ist Tream erfolgreich, sehr sogar. Nicht nur in Bayern, sondern im ganzen Land. Auf Spotify hat er monatlich 3,2 Millionen Aufrufe, sein Song „Lebenslang“ wurde über 82 Millionen Mal gestreamt und mittlerweile mit einer Platin-schallplatte ausgezeichnet. Was macht ihn so erfolgreich?

Im Sommer war er auf Festivaltour, insgesamt 18 Auftritte im ganzen Land. Oft auf Open Airs, oft in kleineren Orten, in Fürstentum in Bayern oder Klitten in Sachsen. Im Herbst die erste Hallentour. Fast alle Tickets innerhalb kürzester Zeit ausverkauft. In Bayern sowieso, aber auch im Rest von Deutschland, in Österreich und der Schweiz. Inzwischen tritt er aber auch in Städten wie Hamburg, München oder Berlin auf, auch wenn er solche Orte privat am liebsten meidet. Aber Kleinstädte und Dörfer gibt es schließlich überall, und um Tream zu sehen, fahren deren Bewohnerinnen und Bewohner auch in die Stadt.

Tream heißt mit bürgerlichem Namen Timo Grabinger. Er lebt 150 Kilometer nördlich von Aichach, in Büchelkühn an der Naab, einem Dorf, das vor Jahrzehnten in die Kreisstadt Schwandorf, fünf, sechs Kilometer entfernt, eingemeindet wurde. Tiefe oberpfälzische Provinz, rund 50 Kilometer zur tschechischen Grenze. Rund 1000 Einwohner, Einfamilienhäuser mit großen Gärten, Holzbalkone, Geranien. Und der Landgasthof Grabinger, geführt in fünfter Generation, Timos Elternhaus. Hier lebt er noch immer, auch wenn er schon längst mehr als genug verdient, um wegzuziehen. Hinter dem Hotel ein riesiger Garten, Obstbäume, Pferde. Selbst die Großmutter wohnt nicht weit weg. Bayerische Idylle, man kann es nicht anders bezeichnen. Hierher kommt er immer wieder zurück, auch wenn ihm die Welt offensteht.

Früher war das Hotel ein einfaches Wirtshaus, heute stellt es sich auf seiner Homepage als „Hochzeitslocation in der Ober-

In mei'm 3er-BMW Subwoofer laut, sodass ich leider nichts versteh // Bin hackedicht, kommt Polizei, geh ausm Weg // Mit drei Promille in mei'm Dorf ist das okay // Lass erstmal eine dreh'n

Das Publikum ist jung, gut gelaunt und mindestens angetrunken. Das Konzert eine riesige Party.



60 18. 2023

pfalz“ vor und verheißt „Heiraten wie im Märchen“. Die Speisekarte verspricht, dass kein Wunsch offenbleibe, „vom gutbürgerlichen Fernfahrersteak bis zum edel angerichteten Zanderfilet“.

Am frühen Nachmittag sind im Gastraum keine Gäste, nur ein paar Familienmitglieder. Der Vater, Mitte fünfzig, steht am Tresen. Er poliert Gläser und sagt „Grüß Gott“, mit einer strengen Herzlichkeit, wie nur Wirtsleute sie beherrschen. Die Großmutter und die Stiefschwester sitzen am Tisch, drei Hunde liegen auf dem Boden. Schließlich kommt Timo in den Gastraum, das blau-weiße Tuch schon wieder um den Hals, sein Markenzeichen. Am Tresen zapft er sich ein Weißbier, setzt sich dann auf die Hotelterrasse und zündet sich eine Marlboro Gold an. Ein freundlicher junger Mann, auffällig wohlherzogen, fast ein wenig schüchtern. Kann losgehen.

Wie alles begann?

Es war irgendwann 2014, als er in die zehnte Klasse ging. Damals rauchte er rote Marlboro und hörte im Schulbus den Deutschrapper Shindy. Irgendwann entschied er, dass er auch Rapper werden wollte, und er meinte es ernst. Das hieß für ihn: die Realschule abbrechen. Ab jetzt nur noch Musik. „Das musst du dir mal vorstellen, ein halbes Jahr vor dem Abschluss, das war schon sehr dumm von mir“, sagt er heute und lacht.

Der Vater war logischerweise nicht gerade begeistert.

„Er hat mich mit der Musik unterstützt. Er war der Grund, weshalb ich Gitarre gelernt habe. Musik war ihm immer sehr wichtig“, erzählt Timo. „Aber er hat immer gesagt, wenn ich die Schule ab-

breche, dann soll ich eine Ausbildung machen. Die zum Koch war naheliegend, weil unsere Familie aus der Gastronomie kommt.“

Timo machte, was sein Vater ihm sagte. Ganz so rebellisch war er also doch nicht. Erst holte er den Mittelschulabschluss nach, dann begann er die Ausbildung. Aber die Küche und er, das passte nicht zusammen. „Ich ziehe meinen Hut vor jeder Köchin und jedem Koch, aber für mich war das auf Dauer nichts“, sagt er. In seiner Freizeit stellte er die ersten Songs ins Internet, drehte Videos, nannte sich Tream: Timos Dream, ganz einfach. Aber seine Karriere als Rapper wollte einfach noch nicht zünden.

Er musste Zeit gewinnen, machte nach seiner Lehre das Fachabitur und schrieb sich am SAE Creative Media Institute in München ein, Fachrichtung Music Business. Konnte ja nicht schaden, darüber etwas zu lernen, dachte er.

„Aber das war eine ganz andere Welt“, sagt er. Und er und diese andere Welt wurden nicht warm miteinander. „In einem Kurs saßen wir nur zu viert, und es hat einfach nicht gevibed, mit manchen habe ich aber noch heute Kontakt“, sagt er. Er saß oft vor seinem Laptop und stellte Tonspuren zusammen, bis die Nachbarn gegen die Wand klopften und sich wegen des Lärms beschwerten. Es war, als hätte es eine unsichtbare Wand zwischen ihm und der Stadt gegeben. Von Anfang an war ihm klar: Er gehörte dort nicht hin.

Also fuhr er, so oft es ging, zurück nach Büchelkühn. Hier ist er aufgewachsen, hier sind seine Freunde, hier ist seine Familie.

Timo schreibt seine Songs bei sich zu Hause, in Büchelkühn. In seinem Elternhaus hat er sich ein Zimmer zu einem Studio umgebaut. Die Bayernflagge darf hier auch nicht fehlen.





Trotz seines Erfolgs hat Tream seine Freunde nicht hinter sich gelassen. Phiphi, Bollog und Mike (v.l.) sind auf seinen Konzerten fast immer mit dabei.

Alle sprechen den gleichen Dialekt, alle lachen über die gleichen Witze. Hier kann Timo angeln, hier kann er mit seinen Freunden im Gartenhaus sitzen und Bier trinken. Er muss niemand sein, er ist schon jemand. Und dann dämmerte es ihm plötzlich. „Ich dachte mir: Warum schreibe ich immer Lieder über Dinge, von denen ich keine Ahnung habe? Warum schreibe ich nicht ein Lied über das, was ich wirklich mache?“ Und genau das tat er dann einfach. Merkwürdigerweise aber nicht auf Bairisch, seiner eigenen Sprache, sondern auf Hochdeutsch, der Sprache des Deuschraps.

Er schrieb den Song „Lebenslang“, über seine Freunde, die für immer bleiben, über das Bier, das sie gemeinsam trinken. Kurz gesagt, über das Leben in seinem Dorf. „*Ich misch' mein Bier nicht mit Sprite, trink' jeden Tag, übertreib'*“ und „*dicht, das jeden Tag, jeder von uns leberkrank*“, heißt es da.

Es geht um das Leben in der Provinz. Oder besser gesagt: den Zusammenhalt in der Provinz. Damit trifft er einen Nerv, der Song geht viral. Er landet auf Spotify unter den 50 meistgespielten Songs in Deutschland. Der Hype beginnt. Von nun an veröffentlicht er regelmäßig Songs, seine Reichweite wird größer und größer.

Trotz des ungeheuren Erfolgs will er nicht von einem Label unter Vertrag genommen werden. Es sind seine Freunde und seine Familie, die für und mit ihm arbeiten. Tream wird zum Familienunternehmen, so wie das Hotel seines Vaters eines ist.

Timos Freunde begleiten ihn auf Tour, bauen die Bühne auf, machen den Soundcheck, legen auf und rappen – obwohl sie eigentlich alle eigene Jobs haben. Phiphi und Bollog, die mit ihm auf der Bühne stehen, aber auch sein Bruder Jan, der filmt und fotografiert. Sein Freund Mike ist Tourmanager, Simmerl ist bei Konzerten der Animateur. Die Einzige, die nicht aus Timos Freundeskreis aus der Heimat stammt, ist Tanja, die ausgebildete Backgroundsängerin aus Garching in Oberbayern.

Ansonsten hat der Erfolg von Tream auch das Leben seiner Freunde auf den Kopf gestellt. Auf die Frage, wie das alles funktioniert, antwortet Timo ein bisschen verschämt: „Ja mei, der eine studiert, das ist ganz praktisch, der andere ist gerade arbeitslos, auch praktisch, und alle anderen, mei, die sind dann halt mal a bissl krank.“

Auf den ersten Blick geht es in der Welt von Tream nicht um Politik, um die Migrationskrise, Queerfeminismus oder Klimaschutz, es gibt keine sensible und gendergerechte Sprache – also auch keinen Grund, sich gegen all das zu wehren, wie es nun die Rechten tun. Und die hochpolitisierte Generation Z lebt ohnehin wo ganz anders, schier unendlich weit weg. In der Welt von Tream geht es um Zusammenhalt und um Loyalität. Auch davon handeln seine Songs.

Er macht Musik für die vielen jungen Menschen, die sich nicht andauernd mit Politik und aktuellen gesellschaftlichen Diskursen beschäftigen wollen. Für Menschen, die sich nicht mit ihrer Weltgewandtheit profilieren wollen. Schließlich gibt es unter den Jungen genug, die absolut zufrieden damit sind, in dem Dorf zu bleiben, in dem sie aufgewachsen sind, die unter der Woche zur Arbeit und am Wochenende feiern gehen wollen.



Drei Schritte aus dem Haus, schon wird Timo erkannt. Mal wollen sie Autogrammkarten, mal fragen sie nach Tickets für seine Shows.

Timos Großmutter lebt direkt nebenan. Wenn er nach Hause kommt, sitzt er bei ihr, erzählt von seiner Welt – und sie ist stolz auf ihren Enkel.



Die Grabingers sind eine bekannte Familie in der Region. Sein Vater Reinhard leitet das Hotel in der fünften Generation.



Es gibt genug andere Rapper, die ihre Heimat besingen. Finch, der sich mit ostdeutschem Lokalpatriotismus profiliert, vor allem mit Fürstenwalde an der Spree, wo er aufgewachsen ist. Er steht sogar im Zentrum des Werbevideos des Landes Brandenburg, auch wenn er mittlerweile in Berlin-Lichtenberg wohnt. Oder Bausa, in dessen Texten man immer wieder Referenzen auf das schwäbische Bietigheim-Bissingen findet, auch wenn er ansonsten noch andere Themen hat. Einst waren die beiden Timos Vorbilder, heute sind sie Freunde, arbeiten sogar zusammen an Songs. Aber kaum jemand ist so konsequent, wenn es darum geht, die eigene Heimat zu besingen.

Tream bietet eine kleine Oase der Rückbesinnung, auf die Heimat und den engen

Kreis. Er vermittelt eine Welt, in der nicht jeder Streit ausgetragen werden muss, sondern auch bei ein, zwei, drei, vier Bier beigelegt werden kann. Hier rückt die Komplexität der Gegenwart für einen Moment in den Hintergrund, vielleicht löst sie sich sogar ganz auf. Hier darf man sich nach Leichtigkeit und Zugehörigkeit sehnen. Und egal auf welcher Bühne, egal vor welchem Publikum, er erzählt von seiner ganz eigenen Version von Bayern.

Für ihn ist das mehr als nur Lokalpatriotismus, vielleicht ist es sogar etwas ganz anderes. Denn wenn Tream die bayerische Provinz besingt, dann besingt er eine Sehnsucht nach Zugehörigkeit, ein Gefühl von Heimat ganz ohne Deutschtümelei, ohne starre Grenzen. Ist es das, was sich so viele junge Leute heute wünschen? Die Rückbesinnung auf den kleinen Kreis, die Sehnsucht nach Zugehörigkeit?

Ist das Heimat?

Ein paar Wochen später, ein Donnerstagabend Ende September in Dortmund, weit weg von Bayern. Die große Tour hat begonnen. Die Live-Location FZW im Zentrum von Dortmund, Kapazität 1400 stehende Zuschauer, ist ausverkauft. Schon gegen halb sieben, eine halbe Stunde vor Einlass, ziehen Gruppen von jungen Leuten Anfang zwanzig mit Bierflaschen in der Hand vom Hauptbahnhof in Richtung Konzerthalle, denn auch hierher sind sie aus allen Richtungen gekommen. Wenig später staut sich vor den Eingängen der Halle eine endlose Schlange. Party die ganze Straße entlang.

Während sich die Halle füllt, trinkt Timo hinter der Bühne noch schnell einen großen Schluck Wasser. Ohne Kohlensäure und auf Zimmertemperatur, das ist seinem Bruder Jan wichtig. Auf dieser Tour muss Timo sich und seine Stimme schonen. Also: weniger Bier, weniger Zigaretten. „Heute muss ich wieder Hochdeutsch sprechen, oder? Sonst versteht mich ja keiner“, fragt Timo in die Runde. Zustimmung des Nicken. „Streng dich halt ein bisschen an, ordentlich zu sprechen, ganz bekommst du es eh nicht raus“, sagt Jan.

Dann stellt sich Phiphi wie immer hinter das DJ-Pult, Tanja macht sich zum Singen bereit, Jan zum Filmen und Fotografieren, und Simmerl bereitet sich zum Faxenmachen vor. Der Vorhang öffnet sich, eine bayerische Wirtshauskulisse kommt zum Vorschein. Eine Bierbank, ein Gerstenstrauß, Heuballen, ein Holzschild mit der Aufschrift „Gasthof Kaspar Grabinger“, benannt nach Timos Urgroßvater. Timos Bayern funktioniert auch in Dortmund.

Vom ersten Song an hat er das Publikum auf seiner Seite, alle singen mit. Aber Timo ist nicht nur hier, um zu singen, er will reden. „Wir sind heute nicht ganz vollzählig, eigentlich wäre auch unser Freund Bollog mit dabei. Der kann heute aber nicht, er ist nämlich normalerweise Maurer. Dieses Jahr hatte er schon so viel Urlaub, jetzt hat er nicht freibekommen“, erzählt Timo den Fans vor der Bühne. „Aber sagt’s mal, sind hier im Publikum noch andere Maurer?“ Einige Fans heben die Hand, die anderen applaudieren.

Dann erzählt Timo vom Vater, der Wirt ist, von sich selbst, dass er die Ausbildung zum Koch gemacht hat, und wie wichtig das Handwerk sei. Sein Publikum hört aufmerksam zu. „Und jetzt sagt’s mal, wer von euch arbeitet auch im Handwerk?“, fragt er. Hunderte Hände gehen in die Luft, der Applaus wird lauter. So geht es ein paar Minuten weiter. Wer ist Bauer? Wer kommt aus dem Dorf? Jetzt sind fast alle Hände in der Luft, der Applaus hört gar nicht mehr auf.

„Vor allem ihr Bauern seid so wichtig. Ihr sorgt dafür, dass bei uns etwas zum Essen auf dem Tisch ist. Und dafür sollte man euch danken“, ruft Timo. Zustimmung der Applaus, nickende Köpfe, noch immer mit Bier in der Hand und einem Lächeln im Gesicht. Trotzdem bleibt er im weitesten Sinne unpolitisch. Zumindest geht es nicht darum, was schlecht läuft in diesem Land. Er kritisiert nicht, er lobt. Eine wohlige Umarmung der Wertschätzung, wie man sie sonst oft nur nach dem vierten Bier verteilt. Und dann fängt er auch schon wieder an zu singen.

Vielleicht ist es das, was Timo so erfolgreich macht. Er bewegt sich auf den Bruchlinien der Gesellschaft, zwischen Stadt und Land, zwischen Arbeitern, Handwerkern und Akademikern. Dabei nimmt er eine Seite ein, ohne die andere Seite anzugreifen. Und er bleibt so bodenständig, wie man es von einem Jungen aus Büchelkühn erwartet. „Ich will einfach so lange weitermachen, wie es geht“, sagt er irgendwann später, nicht auf der Bühne, sondern im Gespräch. „Dann will ich irgendwann eine Familie, in Rente gehen, mit meinen Freunden über das Wetter schimpfen und Weizen trinken.“

Bin in mei'm Dorf und ich bleib' //
Wir haben den heißeren Scheiß //
Bayern go high //
Ich bin nie wieder allein //

Reinhard Grabinger, Timos Vater, ist herzlich und streng zugleich. Ganz so, wie man es von echten Wirtsleuten kennt. Seine Strebsamkeit hat Timo von ihm.



**Bin in mei'm Dorf
und ich bleib' //**
**Wir haben den
heißeren Scheiß //**
Bayern go high //
**Ich bin nie wieder
allein**

60.18.2023



MAKING OF

LISA PLANK & SIMON BELPERIO

Lisa Plank kommt selbst aus einem bayerischen Dorf, genau wie Tream. Das machte ihre Recherche deutlich leichter, weil sie den Dialekt von Tream und seinen Freunden nicht nur verstehen, sondern auch sprechen kann. Simon Belperio kommt aus Osnabrück, er musste sich besonders anstrengen, als plötzlich ausnahmslos jeder um ihn herum Bairisch sprach.

DEIN WILLE GESCHEHE

62

Alena Bäumer:

Dann war da dieser
Sog, dieses Ziehen,
eine Sehnsucht.

60 | 18.2023

Dein Wille geschehe

Text
Marie Heßlinger

Fotos
Niclas Tiedemann

Rund acht Jahre vergehen, bis eine Anwärterin zur Professe wird. Erst dann trägt sie die Tracht mit dem weißen Schleier, eine Kordel um die Hüfte, einen Ring und das Kreuz.

60 | 8. 2023

Sie reiste gerne. Sie tanzte gerne. Sie feierte gerne mit anderen Feste. Doch irgendetwas fehlte Alena Bäumer in ihrem Leben. Im Sommer 2023 zieht sie in ein Kloster – um evangelische Ordensschwester zu werden. Was ist da passiert?

60 | 18.2.2023

Oft sitzen Ordensschwestern
am Zeitungstisch und lesen
die *Süddeutsche Zeitung* oder
Die Zeit. Sie nehmen Anteil am
Weltgeschehen.



Einen

Anruf von Gott, so nennen das die Ordens-

schwestern der Christusbruderschaft, wenn ein Mensch auf den Gedanken kommt, ins Kloster zu gehen. Alena Bäumer ist 27 Jahre alt, als zum ersten Mal ein Anruf bei ihr eingeht - und sie versteht nicht gleich. Sie schreibt in ihr Tagebuch:

Woher kommt diese innere Unruhe in mir? Diese Sehnsucht, dieses Suchen, aber nicht genau wissen, wonach. Dieses Streben, aber nicht genau wissen, wohin.

Im Sommer darauf geht sie mit ihren beiden Schwestern wandern im österreichischen Zillertal. Am Abend setzt sie sich vor die Berghütte. Sie atmet die kühle Luft und lauscht dem Rauschen der Wasserfälle. Die schneebedeckten Gipfel leuchten in der Abendsonne. Sie notiert in ihr Tagebuch:

Wo willst du mich haben, Gott?

Und dann durchbricht der Gedanke die Oberfläche. Und mit ihm kommt eine gewaltige Angst.

Drei Jahre später, ein Morgen im Juli 2023. Das Kloster der evangelischen Christusbruderschaft liegt auf einem Hügel über dem Städtchen Selbitz im äußersten Nordosten Bayerns. Ein 60er-Jahre-Bau mit weiten Gängen und einer Kapelle in seinem Zentrum. Gleich ist 7.30 Uhr. Die Glocke läutet zum Gebet.

Aus allen Fluren strömen mehr als zwei Dutzend Ordensschwestern zusammen, ihre grauen Trachten wippen über Socken in Wandersandalen. Tief verneigen sie sich vor dem Altar, dann setzen sie sich, es ist ein Meer aus weißen Schleiern, als feierten viele Bräute eine Hochzeit zusammen. Sie singen Psalmen. „Er ließ Bäche entspringen aus dem Gestein.“ Ihre Stimmen sind hoch und brüchig.

Eine sticht heraus mit ihrem langen rotbraunen Haar. Alena Bäumer, 30 Jahre alt, barfuß in Birkenstock, in Jeans und Pulli. Acht Wochen zuvor ist sie dem Orden beigetreten.

Mit Sonnenaufgang ist Bäumer an diesem Morgen aufgestanden. Um 6.15 Uhr, als der Himmel sich rosa färbte, hat sie den Tag mit einem Körpergebet begonnen. „Ich schöpfe Kraft aus der Erde. Ich empfangе Liebe vom Himmel“, betete sie und streckte dabei ihre Hände in Richtung Boden und zur Decke.

Nach der Andacht wird sie im Garten arbeiten. Um 12 Uhr wird es Mittagessen geben, um 17.20 Uhr die Abendandacht, um 18 Uhr Abendessen. Und so wird es das ganze Jahr gehen, alle Jahre. Bleibt Alena Bäumer im Kloster, wird sie Selbitz für den Rest ihres Lebens nur noch an wenigen Tagen im Jahr verlassen. Sie wird nur noch selten weit reisen, sie wird mit wenig Geld ein einfaches Leben leben, in einem grauen Kleid, in einer Gemeinschaft von Menschen, die sie, wenn sie in Selbitz bleibt, bis an deren Lebensende sehen wird.

Sie kennt den Ort seit ihrer Kindheit. Bäumer ist Erstklässlerin, als sie zum ersten Mal ins Gästehaus zur Osterfreizeit kommt. Selbitz, das ist für sie: heimlich Aufzug fahren und in Socken durch die Gänge schlittern, nachts süßen Sprudel trinken und bis in die frühen Morgenstunden Werwolf und Wahrheit oder Pflicht spielen. Das ist der Osternachtsgottesdienst, zu dem die Kinder morgens um 4.30 Uhr aufstehen und später beim Frühstück die gekochten Eier „aneinanderditschen“.



Die Kapelle im Zentrum des Klosters. Die Schwestern halten viele Fürbitten: für Kriminalpolizei und Flüchtende, für Familien, die in Urlaub fahren, und für jene, die noch nie im Urlaub waren.

60 | 18.2023



Abendplausch mit Priorin Birgit-Marie Henniger. Alle sechs Jahre wird die Priorin von der Gemeinschaft vorgeschlagen und gewählt.

Bäumer wächst in Tübingen auf. Ihre Eltern sind evangelisch, aber sie lassen ihre drei Töchter nicht taufen. Sie sollen eines Tages selbst entscheiden, ob und was sie glauben wollen. Mit zehn Jahren lässt Bäumer sich taufen, mit 13 konfirmieren. Sie sucht sich ihren Konfirmationsspruch selbst aus:

Verlasse dich auf den Herrn von ganzem Herzen und verlasse dich nicht auf deinen Verstand.
(Sprüche 3, Vers 5)

Als Kind geht Bäumer mit ihren Eltern in die Kirche und als Jugendliche zum CVJM, dem Jugendverein. Sie spielen Tischkicker und fahren Stocherkahn auf dem Neckar und zur Freizeit nach Frankreich, sie singen auch und beten, aber manchmal sehnt Bäumer sich nach noch mehr Tiefe. Eine Sehnsucht, die sie die nächsten Jahre begleiten wird.

Die elfte Klasse verbringt sie in Australien, mit der Unterstützung eines evangelischen Ordens. Nach dem Abitur kehrt sie dorthin zurück, besucht ihre Gastfamilie, verbringt einige Tage im Kloster und denkt über ihre Zukunft nach. Dein Wille geschehe. Dieser Satz aus dem Vaterunser beschäftigt sie. Soll wirklich Gottes Wille geschehen und nicht ihr eigener? Soll sie ihm die Erlaubnis geben, die Regie über ihr Leben zu übernehmen?

Bäumer vertraut sich einer Ordensschwester im australischen Kloster an. Gemeinsam beten sie. Und Bäumer beschließt, ihr zukünftiges Leben nach ihrem Glauben auszurichten, darauf zu hören, was dieser Gott, der ihren eigenen Verstand übersteigt, ihr vorschlägt.

Während sie in Australien ist, trennt sie sich von ihrem Freund. Er ist gläubig, aber nicht wie sie. Sie wünscht sich einen Partner, der sonntags mit ihr zum Gottesdienst geht, mit dem sie gemeinsam beten kann und der sie in ihrem Glauben unterstützt, falls einmal Zweifel kommen.

Ihre Studienwahl ist eine Bauchentscheidung. Es wird Psychologie, weil sie sich für Menschen interessiert. Genauso gut hätte es jedoch Biologie oder Medizin oder eine Tischlerausbildung werden können. Sie zieht fürs Bachelorstudium nach Würzburg, für ihren Master nach Bochum, für ihre Psychotherapieausbildung nach Essen. Wichtiger als das Studium ist ihr der Glaube. In allen Städten schließt sie sich Freikirchen an, dort spielen Bands statt Orgeln, die Menschen tanzen, statt in Kirchenbänken zu stehen. Sie sprechen von Jesus und seiner Liebe, und manche haben keinen Sex vor der Ehe und heiraten mit Anfang zwanzig.

2019 ist Bäumer 27 Jahre alt und macht in Essen eine Ausbildung zur Psychotherapeutin. Sie wohnt in einer WG mit zwei Freundinnen, sie ist viel unterwegs, dreht Joggingrunden und macht Fahrradtouren, geht mit Freunden ins Theater und in Ausstellungen und abends in der Ruhr baden oder am Ufer grillen. Bäumer geht containern und trägt nur Second Hand, sie kauft gern Bio-Käse und den guten Kaffee aus der Rösterei. Und eigentlich, so nimmt sie das wahr, fehlt ihr nichts. Wäre da nicht diese Sehnsucht nach Tiefe.

Im Sommer darauf besucht sie das Gästehaus der Christusbruderschaft für die Freizeit „Stille erleben“. Fünf Tage kehrt Bäumer in sich. Am letzten Abend setzt sie sich an den Brunnen, und Tränen laufen über ihr Gesicht. Sie ist verwirrt: Es fühlt sich falsch an zu gehen.

Als sie ihrer jüngsten Schwester Johanna von ihren Gedanken erzählt, ins Kloster zu gehen, reagiert sie schockiert. Sie findet es

absurd, ein Leben aufzugeben und einem Gott hinterherzulaufen. Ihre Schwester Alena ist doch eine Frau, die gerne tanzt und großzügig ist, die viel lacht und die das Leben liebt. Doch Johanna Bäumer bekommt mit, wie ihre Schwester, wenn sie von Selbitz spricht, immer freudiger und immer weniger ängstlich wird.

Im Juni 2021 schreibt Alena Bäumer in ihr Tagebuch: Ich suche dich von ganzem Herzen. (Psalm 119, 10) Einen Monat später bittet sie um Aufnahme in die Christusbruderschaft. Nun ist sie Kandidatin.

Fortan fährt sie alle paar Wochen übers Wochenende ins Ordenshaus. Als Kandidatin soll sie testen, wie sich die Vorstellung anfühlt, dort zu leben. Sie schläft in einem kleinen Zimmer unterm Dach mit Giebelfenster. Zuerst lässt sie ein T-Shirt da. Dann einen Pulli. Unterwäsche. Sie besorgt sich ein zweites Paar Joggingsschuhe.

Es ist eine Zeit, in der sie sich hin- und hergerissen fühlt. Ist ja schrecklich, zum Glück fahre ich morgen wieder, denkt sie in jener Zeit oft. Zum Beispiel, wenn schon wieder eine Beerdigung ist. Bäumer begreift: Es sterben mehr Ordensschwestern, als neue nachrücken. Sie trauert um die Frauen, die sie lieb gewonnen hat, und fragt sich: Wie sieht das Ordensleben in Zukunft aus?

Einmal, in der Zeit ihrer Kandidatur, sagt eine Ordensschwester: Ich bin jetzt schon 20 Jahre hier, aber es ging so schnell rum.

Wie denn das?, hakt Bäumer nach.

Na, weil jeder Tag wie der andere war, antwortet die Ordensschwester.

Und Bäumer denkt: Oh. Mein. Gott. Aber dann, im Zug zurück nach Essen, weint sie doch wieder, weil ihr der Abschied so schwerfällt.

Bäumer mag die Stille am Morgen, wenn sie die Wochenenden im Kloster verbringt. Sie mag die Ordensschwestern und deren innere Freiheit. Sie sagen Dinge wie: Es stimmt beides, es stimmt das eine, und es stimmt das andere. Bäumer mag, dass sie bei Beerdigungen ihre weißen Festtagstrachten tragen und Lieder singen, die sich die Verstorbenen gewünscht haben. Es sind hoffnungsvolle, fröhliche Lieder.

Blumen stehen an Bäumers Türschwelle, wenn sie kommt, einmal schenkt ihr eine Ordensschwester eine Bernsteinkette, als sie geht. Und dabei hat Bäumer niemals das Gefühl, dass sie zum Eintritt überreden werden soll.

Überleg es dir gut, sagen die Ordensschwestern. Sprich mit anderen darüber.

Manche von Bäumers Freunden sind berührt. Sie sagen: Du strahlst so sehr, wenn du davon erzählst.

Manche werden traurig. Und was wird aus uns?

Andere stellen Fragen: Aha. Und wie ist es dann mit der Versicherung? Oder: Gibt es da Strom?

Manche fühlen sich angegriffen. Findest du etwa, dass ich meinen Glauben nicht richtig lebe? Ist dir dein altes Leben nicht gut genug? Ja, toll. Dann kannst du bei nichts mehr dabei sein.

Mit manchen führt sie stundenlange Diskussionen. Schnell geht es dabei nicht mehr um ihre persönliche Entscheidung, sondern um Grundsatzfragen. Um Freiheit, Sehnsucht, Partnerschaft. Und Kirche. Wie kannst du so einem Kirchenverein beitreten, bei so vielen Missbrauchsskandalen? Bäumer antwortet: Glaube und Kirche sind für mich zwei unfassbar unterschiedliche Dinge.



Vor dem Essen beten die Schwestern im Speisesaal.

Und wenn eine von ihnen Geburtstag hat, darf sie sich ein Lied wünschen.



Schwester Susanne Aeckerle unterrichtet die Neuen im Orden und begleitet sie auf dem Weg zur Profess.



Alena Bäumer sagt, sie habe bei der Arbeit im Kloostergarten schon viel gelernt: Manchmal müsse man etwas herausreißen, um Platz zu schaffen für Neues.

60 | 18.2023



Alena Bäumer beim Gemeinschaftsabend neben Schwester Martina – die ist 36 Jahre alt und nach Bäumer die Zweitjüngste im Orden.

Das Göttliche begegnet Bäumer oft in der Natur, in den Bergen. Trotz all des Leids in der Welt, für das sie keine Erklärung finde, fühle sie dann oft eine Gewissheit: Gott ist da, und Gott ist gut.

Woher weiß ich, dass es Berufung ist?, fragt Bäumer die älteren Ordensschwwestern, wenn sie im Kloster ist.

Eine sagt: Wenn es nicht wieder weggeht, dann ist es Berufung.

Eine andere: Wenn du dich jetzt in einen Mann verliebst, dann hat es sich eh wieder erledigt.

Zweimal begegnet Bäumer während ihrer Kandidatur Männern aus dem Bekanntenkreis, zu denen sie sich körperlich hingezogen fühlt. Sie kennt diese Sehnsucht nach Exklusivität, nach Vertrauen und Nähe. Ein Vorurteil, das sie oft hört: Frauen gingen ins Kloster, wenn sie keinen Mann abbekämen. Das stimme nicht, sagt sie heute. „Das andere war stärker.“

Im Kloster freundet sie sich mit zwei Frauen an, die nach rund drei Jahren im Orden beschließen, wieder auszutreten. Bäumer ist traurig über deren Entscheidungen. Doch Zweifel lösen sie nicht bei ihr aus.

Und dann bricht die Zeit der letzten Male an. Heute sagt Bäumer, dass es sich wie Sterben angefühlt habe.

Im Frühling 2023 fliegt sie ein letztes Mal nach Istanbul zu einer Familie, bei der sie nach dem Abitur eine Weile gelebt hat.

Dann kommst du nie mehr nach Istanbul?, fragt die Gastmutter.

Nein, antwortete Bäumer auf Türkisch.

Und jetzt?, fragt die Gastmutter.

Sie stehen in der Küche und schweigen. Für Bäumer ist es einer der schrecklichsten und traurigsten Momente ihres Lebens.

An jenem Abend fährt sie ein letztes Mal alleine mit der Fähre über den Bosphorus. Sie hat noch ein Video von der Stimmung am Hafen auf ihrem Handy. Die Lichter der Stadt spiegeln sich in den Wellen. Da ist Musik, viele Menschen hören zu, sie halten Lichter in die Luft und schwenken die Arme zu dem Lied, andere lachen und reden.

„Da könnte ich jetzt noch heulen“, sagt Bäumer, als sie das Video zeigt.

Zurück in Essen beginnt sie zu packen. Schmuck, Deko, Klamotten, alles stellt sie zum Verschenken auf die Straße. Und fühlt sich erleichtert. Anderes hält sie wieder und wieder in der Hand. Ihre Tassen zum Beispiel. Sie behält die Tasse ihrer Gastschwester aus Istanbul. Die ihrer ehemaligen Mitbewohnerin aus Würzburg. Die Tasse ihrer Oma. Am Ende bleiben ihr ungefähr zwölf Kartons, ihr Saxophon und ihr Fahrrad.

Am letzten Samstag im Mai ist Abschiedstag. Bestimmt 40 Freundinnen und Freunde schauen im Laufe des Tages in ihrer WG vorbei, erinnert sich Bäumer. Manche bleiben für eine halbe Stunde, andere bis nachts um zwei Uhr.

Wie verabschiedet man sich, wenn man in ein Kloster eintritt? Bäumer will nicht lügen. Sie ahnt, dass die Ordensschwwestern in Selbstitz so frei wirken, weil sie alles in ihrem Leben losgelassen haben, auch viele Freundschaften. Bäumer sagt: Bis dann.

An einem Dienstagmorgen, als ihre Mitbewohnerinnen schon bei der Arbeit sind und der Alltag in der Stadt weitergeht, als wäre alles wie immer, parken ihre beiden leiblichen Schwestern einen Umzugswagen vor ihrer Tür.

Julii 2023. Es ist Wiesenfest in Selbstitz. Das Event des Jahres in der fränkischen Kleinstadt. Bäumer's „Zelle“, die Kleingruppe von Ordensschwwestern, mit der sie sich den Flur, eine Küche und

Schwester Mirjam Zahn

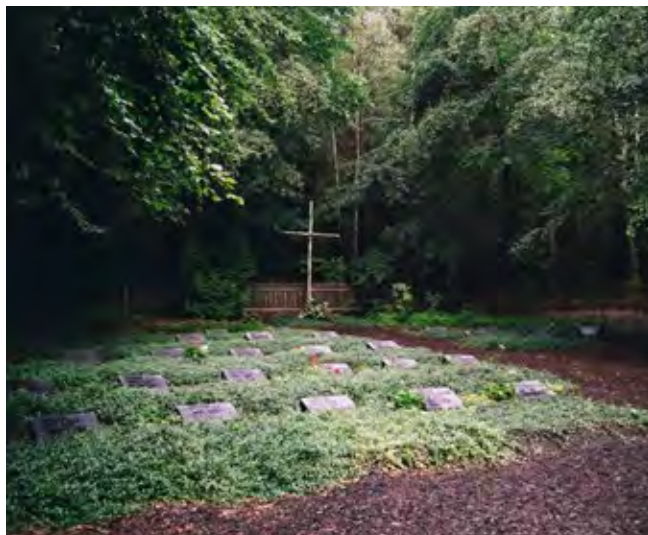
ist schon mit 17 Jahren ins Kloster gegangen. Heute wäre das nicht mehr denkbar: Wer der Community beitreten möchte, braucht eine abgeschlossene Berufsausbildung.

*„Überleg' es dir gut“,
sagen die Ordens-
schwestern. „Sprich mit
anderen darüber.“*



Das Leben im Kloster ist für alle eine Herausforderung. Man lebt mit Menschen zusammen, die man sich nicht ausgesucht hat.

60 | 18.2023



Der Waldfriedhof. Seit Alena Bäumers Kandidatur sind sieben Ordensschwestern gestorben.

einen Gemeinschaftsraum teilt, die sie für Gespräche und Bibelabende trifft, mit der sie ab und zu in nächstgelegene Städte ins Theater oder Kino fährt, möchte heute auf das Volksfest gehen. Doch es regnet. Die Schwestern laden stattdessen die Reporterin und den Fotografen in ihren Gemeinschaftsraum ein.

Die Aufregung vor dem Abend ist groß. Wollen die Gäste Bier oder Wein? Schwester Martina fährt zum Aldi, um Rotwein zu besorgen. Schwester Susanne stellt Bier kalt. Am Abend brennen Kerzen auf dem Couchtisch. Drum herum Schälchen mit Crackern, Salzstangen und Kirschen – vieles haben die Schwestern geschenkt bekommen, sie wissen noch genau, von wem. Die Chips, das seien Fairtrade-Chips aus Süßkartoffeln, sagt Schwester Christa. Als das Schälchen die Runde macht, nehmen sich die Schwestern andächtig jeweils nur einen.

Die Ordensschwestern haben viele Fragen. Wie verändert KI die Fotografie? Was denkt ihr über ChatGPT? Macht es manchmal Angst, frei zu arbeiten, ohne Absicherung?

Bäumer sitzt auf dem Sofa, zu ihrer Rechten Wiebke, 41 Jahre alt, die zeitgleich mit ihr dem Orden beigetreten ist. Zu ihrer Linken sitzt Schwester Martina, 36 Jahre alt. Sie und Bäumer scherzen miteinander, Bäumer pikst Schwester Martina in die Seite, die schlägt mit dem Kissen zurück. Bäumer lacht, sie wirkt gelöst. Schwester Martina und Wiebke sind Freundinnen für sie.

Erst rund acht Jahre nach ihrem Eintritt in den Orden werden die Neuen die Profess ablegen und sich damit endgültig an die Gemeinschaft binden. Dieser Zeremonie gehen einige Lehr- und Bedenkjahre voraus.

Postulat heißt das erste Jahr im Orden. Bäumer lebt als Postulantin bereits im Kloster und lernt die verschiedenen Arbeitsbereiche kennen – den Garten, die Küche, die Wäscherei. Doch sie trägt ihre Alltagskleidung und bezieht noch Taschengeld, 155 Euro im Monat. Darauf folgen zwei Jahre Noviziat. Schwester Martina ist Novizin, sie bekommt unter anderem Unterricht in Bibeldkunde, Ordensgeschichte und Kirchengeschichte. Vor ihr liegen noch fünf Jahre Juniorat.

Während all dieser Jahre legen die Anwärterinnen immer wieder Tage der Stille ein: Will ich wirklich im Orden leben? Wer hier auf Dauer keine Erfüllung erlebe, wer seine Lebendigkeit verlöre, sagen die Schwestern, für den sei es nicht das Richtige.

Es ist schon spät am Abend, als der Regen aufhört und das Wiesenfest im Tal wieder zum Leben erwacht: Ein Feuerwerk beginnt. Alena Bäumer läuft in den Gebetsraum, wo sich schon ein paar andere Schwestern im Dunkeln am Fenster drängen. „Uiuiui“, machen sie. „Jetzt wird’s schön!“

Armut, Keuschheit, Gehorsam, nach diesen Gelübden leben die Frauen in der Communität Christusbruderschaft. Wozu? Schwester Susanne, die für die Neuen im Orden eine Ansprechpartnerin ist, sagt: Die Gelübde seien „Lebenshaltungen, um empfänglicher zu werden für die Liebe Gottes“. Geld, Besitz, Liebesbeziehungen, Kinder, sie brächten Freude, aber kosteten auch Zeit und Gedanken. Die Ordensschwestern entschieden sich bewusst für einen Schmerz, für eine Leerstelle, die bleibe. Schwester Susanne sagt: „Nur wo ich leer bin, kann auch was rein.“

An einem Vormittag im Kloster stutzt Alena Bäumer Sträucher mit der Heckenschere. „Es macht mich teilweise so wütend, für wie selbstverständlich der Überfluss genommen wird“, sagt sie. In einem anderen Moment fährt sie fort: Der Müll in den Meeren,

die Überhitzung des Planeten, die Menschheit lebe über das hinaus, was die Erde liefern könne. Sie schließe sich davon nicht aus. Früher, da habe sie gedacht, sie brauche einen guten Cappuccino, oder sie müsse sich nach der Arbeit mal etwas gönnen, ein Abendessen vom Lieferservice etwa. Jetzt wisse sie derlei Luxus viel mehr zu schätzen. Sie sagt: „Ich glaube das, worunter der Mensch leidet, ist, dass wir uns so viel um uns selber drehen.“

Ein Abend im Speisesaal. Bäumer und Schwester Susanne sitzen zusammen und diskutieren über die Kirche, während Schwester Liselotte die Tischplatten abwischt. Den Tisch von Bäumer und Schwester Susanne aber will sie nicht putzen. „Nee, solange ihr da noch sitzt, muss ich nicht wischen!“, ärgert sie sich. Eine Schwester schmunzelt und raunt: „Sie kann sich so schön aufregen.“

Im Kloster sagen viele: Es sei eine Herausforderung, mit Menschen zusammenzuleben, die man sich nicht ausgesucht habe. Bäumer sagt: „Ich lache viel lauter als die anderen, ich rede auch laut, ich rede auch schnell, ich bin schneller mit dem, was ich tue.“ Und dahinter steckt wohl die Sorge: Werde ich hier angenommen, so, wie ich bin?

Dabei, sagt Bäumer, gehe es auch darum im Orden: sich so zu zeigen, wie man wirklich ist – mit den Seiten, die man an sich selbst nicht mag. Es gehe darum, aufeinander zuzugehen und in sich selbst und im anderen das zu erkennen, was Gott geschaffen habe. Bäumer sagt: „Das bedeutet für mich, frei zu werden. Von mir selber, von anderen, von ständigen Vergleichen.“

August 2023. Ein Telefonat mit Alena Bäumer. Sie geht spazieren, ihre schnellen Schritte sind hörbar. Manchmal ergreife sie dieses Gefühl einer bedingungslosen mächtigen Liebe, sagt sie. Dieses Gefühl, dass da ein Gott sei, der sie liebe, ganz gleich, was sie tue, der sie liebe, selbst wenn sie jemanden umbringen würde. Bäumer sagt: „Ich darf aufhören zu versuchen, jeden Tag die beste Version meiner selbst zu werden.“ Sie sagt: „Weil Gott geht nicht weg. Ich kann nichts machen, dass Gott weggeht, aber ich kann selber weggehen ... dann ist das mein Problem.“

Ja, sagt sie, sie habe manchmal Zweifel, ob es Gott gebe. Seit sie im Kloster sei, stärker denn je. Sie sagt: Ein Mensch könne viel glauben und viel sagen, solange es keine Konsequenzen habe. Jetzt aber habe ihr Glaube Konsequenzen.

September. Bäumer hat Exerzitien. Eine Woche schweigt sie im Kloster. Danach sagt sie: „Ich zweifle mehr denn je, und gleichzeitig bin ich mir ganz sicher.“ Ihren Glauben in Worte zu fassen, sei schwierig. Am Ende bleibe er auch für sie ein Geheimnis. Doch über ihre Entscheidung, ins Kloster gegangen zu sein, fühle sie Frieden.



MAKING OF

MARIE HESSLINGER & NICLAS TIEDEMANN

Eine Woche Digital Detox, dachte die Autorin, als sie für die Recherche ins Kloster ging. Blöd nur, dass sie die Einzige war, die ihr Handy auslassen wollte. Die Ordensschwwestern wollten ihre Interviewtermine über WhatsApp vereinbaren. Und während der Andachten klingelte mehr als einmal ein Telefon.



Alena Bäumer hat Lust, das Ordensleben und eines Tages Freizeiten und Seminare mitzugestalten.

Evangelische Klöster – gibt es so etwas?

Martin Luther hatte Klöster radikal kritisiert. Mehr als 400 Jahre gab es in der evangelischen Kirche deshalb keine Ordensgemeinschaften, doch in den vergangenen Jahrzehnten hat sich das geändert. Die Community Christusbruderschaft entstand nach dem Zweiten Weltkrieg aus einem Jugendkreis um Hanna Hümmer und ihren Ehemann, den Pfarrer Walter Hümmer.

1949 schlossen sich sieben Männer und sieben Frauen zu einer Gemeinschaft zusammen. Über die Zeit kamen immer mehr Frauen dazu, während nur wenige Männer nachrückten – in Selbitz, wo der Orden ein Kloster aufbaute.

Heute leben im Ordenshaus in Selbitz um die 60 Ordensschwwestern. Zudem gibt es kleine Außenkonvente: unter anderem auf dem Hof Birkensee auf der Frankenalb, auf dem Petersberg unweit von Halle an der Saale und in der Lutherstadt Wittenberg.

Die Gemeinschaft finanziert sich vor allem von Spenden und von den Renten der Älteren – viele arbeiteten zuvor als Krankenschwestern. Ihr Schwerpunkt liegt in der Seelsorge und in Seminar- und Freizeitangeboten.

TRÜBE AUSSICHTEN

72

Trübe Aussichten

Text
Jonas Mayer

Fotos
Julius Nieweler

60.18.2028

Es ist dunkel geworden in den Meeren der Welt. Pflanzen und Tiere sterben. Weil immer mehr Nährstoffe von Feldern und aus Städten eingeleitet werden, trübt das Wasser ein. Besonders betroffen: die Ostsee. Eine Forschungsreise.



60 18.2023

Ein Lebensthema haben wohl die wenigsten Forscher. Für Oliver Zielinski aber ist es seit 25 Jahren das Licht im Meer.



60 18.2023

Florian Hoffmann

steuert ein Boot zu einer Seegraswiese im Greifswalder Bodden. Früher wuchs es hier überall, heute muss er es suchen.

Stellen

Sie sich vor, jemand zöge einen hauchdünnen Vorhang vor die Sonne. Und dann den nächsten, und das Jahr für Jahr. Immer dunkler würde die Welt.

Immer blasser würde das Grün, immer schwächer das Leben.

Dann ahnen Sie, was seit Jahrzehnten geschieht in den Küstemeeren der Welt. Im Golf von Mexiko, wo dichte Algenteppeiche treiben, im „Quallen-Fjord“ Norwegens, so trüb von Sedimenten, dass dort kein Fisch mehr lebt. Im Japanischen Meer und vor der Türkei. An Nord- und Ostsee.

Und im Greifswalder Bodden, östlich von Rügen, einer Art Lagune der Ostsee.

Mitte August, das Wasser ist grün-blau und frisch, der erste ruhige Morgen nach Tagen voll Sturm. Florian Hoffmann steuert ein Motorboot in den Bodden hinaus, er trägt Neoprenanzug, der Fahrtwind zerzaust die Haare in seiner Stirn. Mit der rechten Hand gibt er Gas, in der linken hält er sein Handy, damit bestimmt er den Kurs. Schließlich stellt er den Motor ab. Das Echolot zeigt zweieinhalb Meter Wassertiefe an.

Hoffmann zieht Schwimmflossen an, Brille, Schnorchel, einen Gürtel mit Gewichten, und - platsch - ist er weg. Er arbeitet für den WWF und taucht regelmäßig nach verlorengegangenen Fischernetzen. Für ein paar Sekunden ist Ruhe, nur die Wellen schlagen sacht an die Seite des Boots. Dann ist er wieder oben, in der Hand ein Bündel Seegras und Kamm-Laichkraut. „Hier können wir runter“, sagt er, „kommt!“

Weitertauchen, bitte, hier gibt es nichts zu sehen. Der Sand am Grund des Boddens wirbelt schnell auf und sinkt nur langsam wieder ab.

Eigentlich sollte der Meeresboden hier, vor der Insel Vilm, dicht mit Seegras bewachsen sein. So wie im ganzen Greifswalder Bodden mit seinen mehr als 500 Quadratkilometern. Bis vor 70 Jahren war es eine riesige Wiese im Meer.

Doch wer heute hinuntertaucht, gleitet nicht nur über Seegras, sondern auch über große Flecken aus Sand und Stein – dort, wo jede kleine Berührung des Bodens mit einem Flossenschlag eine Sandwolke aufwallen lässt.

Früher musste man nur den Kopf unter Wasser halten und sah sie vor sich, die Wiese im Meer. Heute aber starrt man in eine diffuse Trübnis, in einen grünen Nebel.

^^^ Kaum jemand redet über diese Tragödie.

Nur ein paar Dutzend Wissenschaftler erforschen das Phänomen, in der Öffentlichkeit ist es so gut wie unbekannt. Das Problem geht unter zwischen all den anderen Problemen, die Meere gerade haben. Die riesigen Plastikstrudel im Pazifik, die dramatische Korallenbleiche vor Australien. Die Bilder davon rütteln auf. Die schleichende Verdunklung der Küstenmeere ist nicht derart greifbar und dadurch weniger real.

Und doch gibt es Grund zur Hoffnung.

^^^ Claas Wollna hievt vier Kisten Fisch auf den Steg. „Barsch, Flunder, Hecht, Zander, Weißfisch“, zählt er auf und hebt ein paar der Fische an. Ein Hecht zappelt noch mal kraftlos und rutscht über die Fische, bei denen sich noch die Kiemen heben und senken. Das ist der Fang aus den 900 Metern Stellnetzen, die Wollna an diesem Morgen im August direkt vor Stralsund eingeholt hat. Er ist zufrieden damit. „Für den Sommer ist das nicht verkehrt“, sagt er.

Wollna ist der letzte Fischer aus dem Strelasund, der Meeresarm trennt Rügen vom Festland und verbindet den Greifswalder mit dem Kubitzer Bodden. Mittendrin im Strelasund liegt die Insel Dänholm. Dort, im hintersten Eck der Insel, hat er sein Motorboot festgemacht. Dort stehen seine Schuppen für Material und Verkauf. Dort schleift er

Ein Haufen Sand für die Betonherstellung am Strelasund. Er wird mit Saugbaggern vom Meeresgrund gefördert. Auch das trübt das Wasser ein.



Kaum jemand redet über diese Tragödie.



Dass sich die Ostsee verändert, kann Fischer Claas Wollna auf seiner Waage ablesen. Er fängt immer weniger.



Es regnet Schuppen, wenn Wollnas Mitarbeiter über den Barsch schrubbt. Er ist der Letzte, den der Fischer noch beschäftigt.

1,3t

Heringe darf Wollna jährlich fangen. Früher lag die Fangquote bei 50 Tonnen im Jahr.

60 18.2023

Heringe im Meeresmuseum Ozeaneum in Stralsund. Sie waren mal die Speisefische aus der Ostsee schlechthin. Durch zu warmes und dunkles Wasser ist der Hering stark dezimiert.



die Kisten voller Fisch über den Steg und die Rampen hoch zum Kühlraum. Sein Mitarbeiter nimmt die Barsche und schrubbt mit einem elektrischen Schuppenentferner über jeden einzelnen, die Schuppen fliegen zur Seite weg wie die Funken bei einer Flex.

Ein Kunde will „was für die Pfanne“. Wollna verkauft ihm 700 Gramm Barschfilet für zehn Euro. Ein geringer Preis. Er fischt nur noch für Stammkunden und zwei Restaurants aus Stralsund. „Früher sind die Kunden aus Berlin und aus dem Spreewald hergekommen“, sagt er. Wobei er mit „früher“ die 2010er Jahre meint. Die Zeit bevor die Fangquote für Hering drastisch gekürzt wurde. 2017 durfte Wollna noch 50 Tonnen im Jahr fangen, jetzt noch 1,3 Tonnen. Er kommt nur dank staatlicher Entschädigungen über die Runden. „Das macht keinen Spaß mehr“, sagt er. Doch er weiß auch, dass der Hering geschont werden muss. Denn dem geht es sehr schlecht.

„Die kalten Winter fehlen“, sagt Wollna. Die, in denen das Wasser so kalt wird, dass die Heringe nicht zu früh aus der Nordsee zu ihren Laichgründen im Bodden schwimmen, der Kinderstube des Herings in der deutschen Ostsee. Doch dank des Klimawandels wird das Wasser nicht mehr richtig kalt. Also ziehen die Heringe schon im Februar in den Greifswalder Bodden.

Dort legen sie ihren Laich auf Seegras ab. Winzige weiße Eier, geborgen zwischen kräftigen Halmen. Winzige Heringslarven, die zwischen diesen Halmen groß werden, geschützt vor Räubern. Doch das Seegras geht durch die Dunkelheit im Meer immer weiter zurück. Entlang der ganzen deutschen Ostsee um mehr als die Hälfte. Auf dem übrigen Seegras bleibt der Laich immer schlechter kleben. Er rutscht ab an Sand oder Sediment, das durch Winterstürme, Schifffahrt oder den Sandabbau in der Ostsee vom Meeresgrund aufgewirbelt wird und sich auf die Seegrashalme legt.

Die Tragik: Je weniger Seegras es gibt, desto weniger Wurzeln stabilisieren den Meeresgrund. Desto mehr Sediment kann umherwirbeln, das Wasser verdunkeln und Seegras wie Heringe gefährden. Das wiederum ist schlecht für Arten wie den Hornhecht, Eisenenten, Bergenten oder Kegelrobben, die sich vom Hering ernähren. Und für Fischer wie Claas Wollna.

Ja, ihm sei aufgefallen, sagt er, dass das Wasser im Strelasund an manchen Tagen trüber ist als früher, sagt er.

Dann muss er los, räuchern.

Im April 1997 war der Meeresphysiker Oliver Zielinski auf Forschungsfahrt im Atlantik. Die Mission seiner Arbeitsgruppe: das Licht und seine Wirkung im Meer zu messen. Sie ließen ihre selbstgebauten Messgeräte durch den hydrographischen Schacht des Schiffes ins Wasser herab, den „Moonpool“. Liegt seine Öffnung an Deck, spiegelt sich nachts der Mond darin.

Als Zielinski vor Gran Canaria den Holzdeckel vom Moonpool hob, leuchtete ihm das Wasser klar und hellblau entgegen. Eine Woche später vor Mauretanien war es trübe und blassgrün. Er hat Fotos gemacht, sie wirken wie aus unterschiedlichen Meeren. Dabei lagen keine 1000 Kilometer zwischen den beiden Orten. In diesen Tagen, am Moonpool der „Meteor“, sagt Zielinski heute, habe er seine Faszination für das Licht im Meer entdeckt.

25 Jahre später steht er vornübergebeugt auf einem Pier in Warnemünde und lässt eine weiße Plastikscheibe an einer Kordel in die Ostsee hinab. In Kreisen trudelt sie tiefer. „Ein Gewicht wäre gut gewesen“, sagt Zielinski und wartet.

Er wartet im Nieselregen, um sein Herzensthema, womöglich sein Lebensthema zu erklären. Er hat ihm einen Namen gegeben: Coastal Ocean Darkening. Die Verdunkelung der Küstenmeere.

Schließlich kann Zielinski die Scheibe im grünen Wasser ge-

rade noch erkennen. „Das ist jetzt die sogenannte Secchi-Tiefe“, sagt er. Er schätzt sie auf zweieinhalb Meter. „Die Faustregel ist, dass das Licht dreimal so tief ins Wasser reicht. Hier am Pier also siebeneinhalb Meter tief. Das ist tatsächlich ganz gut.“ Siebeneinhalb Meter, in denen das Leben im Meer genügend Licht bekommt.

Mit einer solchen Scheibe prüfte der Italiener Angelo Secchi 1865 erstmals mit System, wie tief man ins Meer hinabsehen kann: die Secchi-Tiefe. Das klappte so gut, dass die Scheibe fast 160 Jahre später immer noch die Standardmethode ist, Licht und Dunkelheit im Wasser zu messen. Keine teure Sensorik, keine Algorithmen, keine Roboter. Nur eine weiße Plastikscheibe, so groß wie ein Pizzateller, an einer Kordelschnur. Weltweit haben Forscher damit fast eine Million Mal gemessen.

Dieser Datenschatz reicht über einhundert Jahre zurück. Zielinski hat ihn geborgen, hat ihn durchwühlt und kann mit Sicherheit sagen: In den Meeren ist es heute dunkler als noch vor ein paar Jahrzehnten. Weltweit geht dem Leben unter Wasser das Licht aus. „Wir sehen es nur nicht“, sagt Zielinski, „Sie können mit einem Flugzeug über das Meer fliegen, es strahlt Sie hell an, und unter Wasser ist es trotzdem dunkel.“

Zielinski hat dem Problem einen Namen gegeben: Coastal Ocean Darkening

Licht transportiert die Energie der Sonne zur Erde. Pflanzen brauchen es, um aus Nährstoffen, Wasser und Kohlenstoffdioxid Zucker herzustellen. Die Photosynthese. Dabei bilden sie Sauerstoff. Licht ist der Motor, der Leben möglich macht.

Der Großteil der Photosynthese auf unserem Planeten geschieht im Meer. Dort treiben 5,4 Milliarden Tonnen an Phytoplankton. Winzige Algen, die mehr als die Hälfte des Sauerstoffs auf der Erde produzieren und der Anfang allen Lebens im Meer sind. In flachen Küstenregionen wachsen zudem Seegras und andere Pflanzen, die Makrophyten. Sie sind Nahrung, Laichgründe und Verstecke für kleinere Fische. Die dann von größeren Fischen, Vögeln und Säugetieren wie Robben gefressen werden. Ein Quadratmeter Seegraswiese bindet doppelt so viel CO₂ wie ein Quadratmeter Wald an Land.

Weniger Licht in den Meeren heißt: weniger Plankton und Pflanzen, weniger Fisch, weniger Sauerstoff, weniger Leben.

So passiert es an fast allen Küsten der Welt, auch an den deutschen. In der Nordsee gelangte das Licht lange Zeit jedes Jahr zwei bis drei Zentimeter weniger tief ins Wasser. Noch dramatischer war es in der Ostsee und damit am Greifswalder Bodden: Jedes Jahr konnte man drei bis vier Zentimeter weniger tief hineinsehen.

Blualgen ...

60 18 2023

... sind gar keine Algen, sondern Bakterien. Wenn es zu warm ist und zu viele Nährstoffe im Wasser sind, überwuchern sie die Oberfläche. So wie hier in einem Hafen im Greifswalder Bodden. Baden nicht empfohlen, denn Blaualgen sind auch für Menschen ziemlich ungesund.

Seegras würde den Meeresgrund mit seinen Wurzeln stabilisieren. Bundesregierung und Forscher wollen es in der Ostsee wieder ansiedeln.

8m

tief konnte man früher in den Greifswalder Bodden schauen. Heute sind es noch zwei bis drei Meter.

„Die Sicht da unten ist wirklich miserabel“, ruft der Umweltschützer Hoffmann im Wasser des Greifswalder Boddens. Da unten, wo Seegras und Kamm-Laichkraut im grünen Nebel wabern.

In den Tagen zuvor hat der Sturm Sand aufgewirbelt. Vor allem schuld am Nebel sind aber die grünen Partikel, die durch das Wasser schweben wie der erste Schnee des Winters: Phytoplankton.

Jenes Phytoplankton, das eigentlich alles Leben im Meer ernährt, von Garnelen bis Blauwalen. Wenn es in der richtigen Menge vorhanden ist. Das hier im Bodden aber von Nährstoffen gepöppelt explodiert – und Leben unter sich begräbt.

Hoffmann klettert über eine Leiter zurück an Bord des Motorbootes, zieht Flossen, Gewichte, Schnorchel aus und nimmt ein Klemmbrett mit Seekarten und Diagrammen zur Hand.

„Wir sehen hier, dass lange viel zu viel Stickstoff und Phosphor in die Ostsee eingeleitet worden ist“, sagt Hoffmann. Das stamme vor allem aus Gülle und Kunstdünger für Weizen oder Raps, Mais oder Hafer. Von Russland bis Dänemark wurden die Felder über Jahrzehnte mit Nährstoffen vollgepumpt. Und werden es noch immer, in Polen etwa, sagt Hoffmann, wenngleich der Eintrag abnimmt. „Und sobald es im Frühjahr warm wird, lassen diese vielen Nährstoffe das Phytoplankton und Algen explosionsartig anwachsen“, so Hoffmann.

Was an Land düngt, düngt auch im Meer.

Und nun, im Sommer, treibt das Phytoplankton wie Schneeflocken durch alle Wasserschichten und trübt sie ein, wie in einem Aquarium, das lange nicht gereinigt wurde.

Auch Grün- und Blaualgen wuchern. Sie treiben auf dem Wasser und halten das Licht ab wie ein dichter Theatervorhang. Bis sie absterben, absinken und sich als Schleim über Seegras und Kamm-Laichkraut legen.

Besonders extrem ist die Algenblüte im Golf von Mexiko. Dort treiben in jedem Frühjahr mehr und mehr Millionen Tonnen Sargassum an. Die Alge wird aus dem Atlantik angetrieben, selbst dort bekommt sie genügend Wärme und überschüssige Nährstoffe, um sich zu einer Plage auszuwachsen. Den Menschen an den Stränden von Florida und Jamaika, Kuba und Mexiko bleibt nur, die Berge an braunem, stinkendem Sargassum jeden Morgen wegzubaggern.

Um das Boot im Greifswalder Bodden herum treibt, schwebt, pulsiert derweil eine ganz eigene Plage. Dutzende Ohrenquallen, jeweils

Hoffmann mit Kamm-Laichkraut vom Grund des Greifswalder Boddens. Die braunen Algen darin nehmen dem Kraut auch im Tod noch Licht weg.



Oliver Zielinski lässt eine Secchi-Scheibe in die Ostsee hinab. Damit messen Seefahrer und Forscher seit 160 Jahren, wie weit Licht ins Wasser reicht.

60.18.2023

so groß wie eine Handfläche; nahezu transparente Kleckse im Wasser, rosa im Inneren. Sie sind die Gewinner im dunkler werdenden Wasser: Für die Jagd auf Plankton und Wasserflöhe müssen Quallen nicht sehen, sie tasten.

„Wir wissen aus historischen Aufzeichnungen, dass die Sichttiefe hier im Greifswalder Bodden früher bis auf acht Meter runterging“, sagt Hoffmann, „jetzt sind es noch zwei bis drei.“

Die Bundesregierung hat den Wiederaufbau von Seegraswiesen im Koalitionsvertrag vereinbart, als Teil des sogenannten natürlichen Klimaschutzes. In der Ostsee vor Flensburg ging es kürzlich los. Das Seegras wurde per Hand eingepflanzt, bis zu einer Tiefe von zweieinhalb Metern, wo noch genügend Licht ins Wasser dringt. 2024 sollen weitere Projekte folgen.

Die Chance dabei: Wenn es mehr Seegras gibt, das mit seinen Wurzeln den Meeresgrund festigt, kann weniger Sediment umherwirbeln, das Wasser könnte aufklaren.

Weniger
Licht,
weniger
Plankton,
weniger
Leben im
Meer.

^ ^ ^ Nordsee, Wilhelmshaven. Am Ufer des Jadebusens stehen die Strandkörbe dicht aufgereiht. Etwas abseits steht ein Turm aus Backstein, der Sitz des Instituts für Chemie und Biologie des Meeres der Uni Oldenburg, kurz ICBM.

Hier hat der Meeresforscher Oliver Zielinski von 2016 bis 2020 das Coastal Ocean Darkening erforscht, gemeinsam mit Forschern des Royal Institute of Sea Research aus den Niederlanden.

Quallen sind die Gewinner im dunklen Wasser.

Eine Ohrenqualle treibt durch den Greifswalder Bodden. Die kleinen grünen Punkte sind Phytoplankton.

60.18.2023

Planktotrons klingt nach Science-Fiction, sind aber zwölf große Kessel in einem Raum des ICBM in Wilhelmshaven. Die Forscher stellen damit Veränderungen im Meer nach.





Maren Striebel ist Planktologin am ICBM und hat mit an der Verdunkelung der Küstenmeere geforscht.

Die Forscher werteten all die Secchi-Messungen aus den hundert Jahren zuvor aus. Sie entwickelten moderne Messmethoden wie „Argo Floats“, die autonom durch die Meeresschichten auf- und absteigen. Runter bis zu 6000 Meter unter null und das bis zu vier Jahre lang. Mit Radiometern messen sie, wie weit das Licht eindringt, und funken die Daten nach Wilhelmshaven. Genau so wie Satelliten, die aus der entgegengesetzten Richtung messen.

Die vielleicht aufwendigste neue Technik steht in einer Art Garage. Zwölf Kessel aus Edelstahl, 120 Zentimeter hoch, 80 Zentimeter im Durchmesser mit einer Glasplatte als Abdeckung. 600 Liter passen in die sogenannten Planktotrons.

„Wir haben für die Wärmeisolierung selbst noch mal Hanf und Plastik drumrum gewickelt. So sieht es wohl auch aus“, entschuldigt sich Maren Striebel. Sie forscht am ICBM zu Plankton und war Teil von Zielinskis Forschungsprojekt über die Verdunkelung der Küstenmeere. Mit den Planktotrons kann sie die Verhältnisse im Meer nachbilden, verschiedene Temperaturzonen und Lichtverhältnisse inklusive. „Zusammen mit einer Regentonne, einer Pumpe und Schläuchen können wir auch die Gezeiten simulieren“, sagt sie. Alles mit dem Ziel, das Leben und die Foodketten im Meer zu verstehen – etwa, wenn es darin dunkler wird.

Für die Erforschung des Coastal Ocean Darkening hat Striebel die Planktotrons mit Wasser aus der Nordsee und verschiedenen Arten und Mengen an Sand und Erde befüllt. Forscher sprechen von tDOM: terrigenous dissolved organic matter. Sediment, das von Land ins Meer gelangt. Etwa wenn Erde von Steilküsten abbricht. Wenn in Flüssen wie der Ems oder der Elbe die Fahrrinne vertieft wird und tonnenweise Schlack raus in die Nordsee fließen oder dort abgeladen werden. Oder wenn bei Starkregen auf dem Land Boden an Flussufern abbricht und ins Meer treibt. Man sieht es auf Satellitenbildern: braune Massen, die sich ins Meer ergießen.

Nach sechs Wochen Experiment konnte Striebel sagen: „Der Effekt war nicht sehr stark, aber das Phytoplankton im Wasser ist zurückgegangen.“ Und das habe dann den größeren Lebewesen im Wasser aus der Nordsee geschadet, die sich vom Phytoplankton ernähren.

Weniger Licht im Meer durch Sediment von Land, weniger Leben im Meer.

So ist es auch im Trondheim-Fjord in Norwegen, in den über Flüsse derart viel Erde eingeflossen ist, dass Fische dort immer weniger sehen können. Dort jagen seither fast nur noch Quallen. Daher wird er auch „Quallen-Fjord“ genannt.

„Ein Mysterium lösen“: Mit diesen großen Worten hatte Oliver Zielinski die Forschung zu Coastal Ocean Darkening begonnen.

In der Nordsee gibt es seit der Jahrtausendwende wieder etwas mehr Licht im Wasser. Das läge an besseren Kläranlagen, strengeren Auflagen für Dünger in der Landwirtschaft und dem Verbot von Phosphat in Waschmitteln. Und daran, dass die Nordsee als offenes Meer gut umgewälzt wird.

Die Ostsee aber liegt ziemlich ruhig da. „Was da einmal reingeflossen ist, bleibt lange drin“, sagt Zielinski. Seit etwa 20 Jahren habe sich die Situation zumindest nicht verschlimmert.

Auch die Ostsee wird stetig wärmer, dreimal schneller als Meere im weltweiten Durchschnitt, seit den 1980ern schon um zwei Grad Celsius. Das lässt Algen gedeihen. Starkregen nimmt zu, Firmen fördern Sand am Meeresgrund, Saugbagger vertiefen Fahrrinnen, für das LNG-Terminal vor Rügen und den Fehmarnbeltunnel reißen Bagger den Boden auf. Mehr Sediment, weniger Licht.

Falls all das Zielinski deprimieren sollte, lässt er es sich nicht anmerken. Er ist seit März 2023 Direktor des Leibniz-Instituts für Ostseeforschung in Warnemünde. Im Juni hat er sich auf einem Kongress mit so gut wie allen anderen europäischen Experten zum Thema zusammengetan. Viele sind es nicht, rund 20 in Europa, an die 100 weltweit. „Marine Shapes“ soll ihr neues Forschungsprogramm heißen.

Wenn Zielinski davon erzählt, wirkt er hinter seiner Oberfläche als nüchterner Forscher und Institutsleiter fast ein wenig aufgeregt. Läuft alles glatt, könnte er von Warnemünde aus bald eine große europäische Forschungsinitiative koordinieren.

Dann könnten sie die Dunkelheit in den Küstenmeeren in die Öffentlichkeit tragen. Sender und Magazine würden berichten, Politikerinnen handeln.

Vielleicht bekommen Sie eine Ahnung, was passieren könnte in den nächsten Jahrzehnten.

Stellen Sie sich vor, jemand zöge einen Vorhang vom dunklen Himmel. Und dann den nächsten, und das Jahr für Jahr. Immer heller würde die Welt. Immer kräftiger das Grün, immer stärker das Leben.



MAKING OF

JONAS MAYER & JULIUS NIEWELER

sind beim Fischhandel Rasmus in Stralsund nun als die zwei Deppen bekannt, die im Hochsommer nach einem Hering mit Kopf gefragt haben, und das versehentlich gleich dreifach. Auf alles andere – Quallen, Algen, mildes Wetter für die Bootsfahrt – mussten sie nur lange genug warten. Und sorry ans Ozeaneum fürs Auslösen des Feueralarms.



Torsten Herrmann am Fenster seiner Wohnung in der Hamburger Hafenstraße.



Schanzenpark in den 90er Jahren: Torsten Herrmann (r.) mit Slime-Sänger Dirk Jora.

Text
Anna Dotti

Fotos
Kai Weise



Gott sei Punk

60 18. 2023

Als „Doc Mabuse“ war er eine Punk-Legende auf St. Pauli, damals, in den wilden 80er Jahren. Im Herzen ist er immer noch Punker – nur trägt Torsten Herrmann jetzt nachts eine Beatmungsmaske. Wie altert ein Mensch in einem System, das er einst so verachtet hat?

Ein Dutzend

Weißköpfe sitzt auf den Stufen der Balduintreppe im Hamburger Hafenviertel St. Pauli. Andere stehen in Gruppen und trinken Bier vor dem „Ahoi“, der Szenekneipe am Fuße der Treppe. Ein laues Sommerlüftchen weht an diesem Abend, aber vor allem riecht es nach Joints und Zigaretenrauch, den sich die fröhliche Seniorenchar in die Lungen zieht. Es ist der erste Freitag im August, und wie immer treffen sich hier die ehemaligen Hausbesetzer:innen der Hafenstraße. „Veteranen“ genannt, oder einfach alte Zecken.

Plötzlich fragt eine: „Weiß jemand, was Mabuse macht?“

Keine Antwort.

Mabuse: Den kennen hier doch alle. Natürlich. „War ein Gu-ter“, sagt einer, „einer der Ersten hier. Hat viel Scheiße aus den verlassenen Wohnungen rausgeholt.“ – „Hat sein Punkerleben gelebt, hat immer gern getrunken“, sagt ein anderer, „aber wenn jemand eine Bierflasche kaputtgemacht hat, war Mabuse der Erste, der gesagt hat: ‚Räum die Scherben weg, bevor unsere Hunde drüberlaufen.‘“ War, hat, ist gewesen. Wenn sie von ihm sprechen, immer in der Vergangenheit. Dann fragt eine andere: „Ist er nicht tot?“

Über drei Ecken findet eine doch noch Mabuses Handynummer.

Tuuu, tuuu ...

„Herrmann“, sagt eine leise, tiefe Raucherstimme im Hörer.

„Mabuse?“

„Yo.“

Die Legende lebt. Sie wohnt in einer Wohnanlage für soziale Rehabilitation im Hamburger Stadtteil Jenfeld, etwa eine Dreiviertelstunde Autofahrt westlich von St. Pauli. Ein Auto hat Herrmann aber nicht, das letzte Mal war er vor Jahren in der Hafenstraße. Die stundenlange Fahrt mit öffentlichen Verkehrsmitteln kommt für ihn auch nicht in Frage. Heute, in der Einrichtung am Stadtrand, unter den ehemaligen Suchterkranken, ist er Torsten Herrmann. Früher, in der linken Szene, mitten in Hamburg, war er Mabuse.

Das ist eine Geschichte von Extremen. Von Rausch und Feuer. Von berühmt werden und arm leben. Von Sucht und zitternden Entzügen. Von Freundschaft und Einsamkeit. Vom Fallen und Wiederaufstehen. Von fuck the system bis into the system. Das ist die Geschichte von Torsten Herrmann und seinem lebenslangen Versuch, sich selbst treu zu bleiben. Doc Mabuse treu zu bleiben. Ohne dabei zu sterben.

Die Therapeutische Gemeinschaft Jenfeld liegt vor einer Wiese, auf der weiße Blumen wachsen und sonst nichts passiert. Eingezwängt zwischen der Autobahn A24, dem Campus der Bundeswehrhochschule und einer Flüchtlingsunterkunft.

Kein Ort für betuchte Hamburger Großbürger. An einer Tür im zweiten Stock, die letzte in einer langen Reihe blauer Türen, klebt ein gelber Post-it-Zettel: „Bitte laut klopfen, gerne auch ein zweites Mal. Torsten.“ Daneben die Zeichnung eines blutenden Herzens, durchstochen von einer Sicherheitsnadel.

Herrmann sitzt an der Balkontür. Schwarze Jeans, bordeauxfarbener Hoodie und schwarzes Halstuch. Er raucht eine selbstgedrehte Zigarette, neben ihm auf dem Fensterbrett stehen ein Aschenbecher, eine Trinkflasche voller Kaffee und Häufchen einzeln verpackter Bonbons – Menthol, ohne Zucker. Sein Blick ist auf den Fernseher gerichtet, direkt gegenüber. An diesem Morgen guckt er Frauenfußball-WM, Italien gegen Südafrika – er ist für Südafrika, sagt er, „für die Underdogs“.

★★★

Torsten Herrmann wurde am 13. November 1959 als zweiter Sohn eines Klempners und einer Hausfrau im Krankenhaus Hamburg-Barmbek geboren. Am meisten mochte er draußen spielen, Fische mit der Hand fangen. Aus der Tasche seiner Mutter klaute er Zigaretten. Für die Schule konnte er sich nicht begeistern: Zweimal wurde er eingeschult, weil er im Klassenzimmer nur spielen wollte. Und er freute sich über die zweite Schultüte.

Mitte der 70er Jahre, Herrmann war nun ein Teenager, sah er für eine Mark im Stadtteilkino „Das Testament des Dr. Mabuse“, einen Film von Fritz Lang. Die Genialität der bösen Figur faszinierte ihn. Er begann „Doc Mabuse“ aufzuschreiben – in der Schule, im Bus, in Telefonzellen. Aus Torsten Herrmann wurde Doc Mabuse.

Ende der 70er Jahre besuchte Mabuse sein erstes Punkkonzert. Er verließ sein Elternhaus, begann hier und da zu übernachten und Bühnen für Punkkonzerte aufzubauen, um Musik und Bier umsonst zu bekommen. Er blondierte seine Haare, zog sich eine Kutte an. Aus Doc Mabuse wurde der Punk Mabuse.

Dann zog er in die St. Pauli Hafenstraße. Aus dem Punk Mabuse wurde der Hausbesetzer Mabuse. Aus dem Hausbesetzer Mabuse eine Hamburger Legende.

Anfang der 80er Jahre hatten Hippies, Punks, Revoluzzer:innen und Outsider zwölf Häuser in der Hamburger Hafenstraße besetzt. Sie standen größtenteils leer und verfielen. Die städtische Wohnungsbaugesellschaft SAGA, der die Häuser gehörten, wollte sie abreißen. Die Besetzer:innen hatten andere Pläne. Sie begannen ein gemeinsames Leben zu gestalten. Das hieß: Renovierungsarbeiten und politische Diskussionen, illegale Protestaktionen, Musik, Bier, eine Volksküche mit Essen für zwei Mark. Die Stadtverwaltung hätte sie am liebsten geräumt. Mabuse war einer von ihnen.

Ständig waren die Besetzer:innen mit der Polizei konfrontiert. Oft flogen Exkremente aus den Fenstern auf die Helme der Beamt:innen. Manchmal kamen





60.18.2023

Vom Bauwagen in die Sozialwohnung: Die Kutte erinnert noch an die wilde Zeit in der Hafenstraße.



In der Wohnanlage der Alida-Schmidt-Stiftung am Rande von Hamburg leben ehemalige Suchtkranke auf Zeit. Torsten Herrmann ist der „dienstälteste“ Bewohner.

no future

diese nicht bis zu den Häusern, Barrikaden versperrten ihnen den Weg. Auch brennende Barrikaden.

Einmal, erinnert sich Herrmann heute, sollte die Partnerin eines Freundes abgeführt werden. Dieser schrie um Hilfe: In Latschen rannte Mabuse hin, schubste den Beamten, der fiel, die Frau rannte weg, er auch. Am selben Tag kam die Polizei wieder: Durchsuchung, beide festgenommen. Mabuse stand wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt und versuchter Gefangenenerbefreiung vor Gericht. Aber er kam mit einer Geldstrafe davon. Die wurde aus der gemeinsamen „Knastkasse“ bezahlt.

★ ★ ★

Es klopft an der blauen Tür der Wohneinrichtung. Ein junger Mann steht da, ein kleines Gerät in der Hand. Er braucht nicht viel zu sagen, Herrmann kennt das Prozedere, das kommt bis zu fünfmal im Monat vor. Er holt sein eigenes Mundstück aus einer Dose, steckt es oben in das Gerät und pustet. Biiip. 0,00. „Danke, schönen Tag noch.“ – „Das wünsche ich auch.“ Es dauert keine fünf Minuten. Neben den regelmäßigen Zimmerkontrollen und Urinproben gehören die unangekündigten Alkoholtests zu den Wohnbedingungen der Einrichtung. Herrmanns Routine.

Er braucht Hilfe beim An- und Ausziehen der Kompressionsstrümpfe, beim Duschen. Einkaufen und Putzen müssen andere für ihn erledigen. Er ist kurzatmig, wiegt 137,20 Kilo, hat schon einen Herzinfarkt gehabt. Jeden Tag nimmt er Tabletten: sieben morgens, zwei mittags, fünf abends, vier vor dem Einschlafen – gegen die Schmerzen, fürs Herz, den Blutdruck. Die Mitarbeitenden der Einrichtung und externe Pflegekräfte kümmern sich um ihn. Die Kosten übernimmt die sogenannte Eingliederungshilfe, eine Sozialleistung für Pflegebedürftige, zusammen mit der Krankenkasse. Von dieser hat Herrmann auch einen Befreiungsausweis für die Medikamente, sonst könnte er sie sich nicht leisten. Ansonsten bekommt er Hartz IV.

Tagaus, tagein steht Herrmann auf, macht sich einen Kaffee, schaltet den Fernseher ein, setzt sich auf den Balkon, raucht. Steht auf, setzt sich an den Schreibtisch, macht Kreuzworträtsel. Aus dem Fernseher kommt Punkrock.

Eines Morgens lässt Herrmann das Kreuzworträtselheft auf dem Schreibtisch liegen, neben einer Fernbedienung, Tabletten, chaotisch gestapelten Unterlagen. Er steht auf, greift mit der rechten Hand den Ledergürtel hinter seinem Rücken und zieht ihn nach oben. Sein Bauch drückt ihn ständig nach unten. Dann geht er mit etwas unsicheren Schritten auf einen kleinen Tisch am Fußende des Bettes zu. Aus einer Ansammlung von Büchern, Fotos, Drachenmodellen, einem Plastikschädel und Duftstäbchen zieht er sie hervor: die Totenkopfflagge.

Diese gehört heute zum Markenkern des FC St. Pauli. Mabuse hat sie erfunden. Herrmann hat dafür nie einen Euro vom Verein gesehen. Vielleicht ist das auch besser so, sagt er, „mit viel Geld kann man tief fallen“. Der FC St. Pauli ist ihm mit den Jahren zu kommerziell geworden. Die Ergebnisse verfolgt er aber immer noch, ganz loslassen schafft er nicht. Und die Geschichte mit der Piratenflagge, die erzählt er gerne.

Vielleicht war es 1986, vielleicht früher – Herrmann weiß es nicht mehr genau. Nach einem Spiel des FC St. Pauli, natürlich gut angetrunken, ging



In der Nacht benötigt Herrmann eine Schlafmaske mit Sauerstoffversorgung. Teddy „Pischi“ begleitet ihn, seit er neun Jahre alt ist.



„Ich versuche immer, das Beste daraus zu machen“, sagt Mabuse zu seiner Situation. Alkohol ist für ihn tabu, nur auf selbstgedrehte Zigaretten will er nicht verzichten.

live fast

Für Bauwagen-Bewohnerin Gabi ist Torsten Herrmann einer, „zu dem man aufschaute“.

er, also Mabuse, vom Stadion nach Hause, Richtung Hafen. Am Dom vorbei, dem Hamburger Volksfest, blieb er an einem Stand mit Fahnen stehen. Das wäre was für uns, dachte er. Die braun-weiße Vereinsflagge vom FC St. Pauli hatte ihm nie so richtig gefallen. Er ging zum Stand und kaufte sie für zehn Mark: die schwarze Piratenflagge mit dem Totenkopf.

Auf einen Besenstiel getackert, brachte er die Fahne zum nächsten Heimspiel ins Stadion. Beim nächsten Spiel waren es schon zehn Totenköpfe. Beim nächsten um die dreißig. In der nächsten Saison war das Stadion voll. Die Piraten von St. Pauli gegen die Pfeffersäcke, die reichen Kaufleute, den HSV. Links gegen rechts. Gegen die Autorität, gegen das Gesetz. Störtebeker damals, heute sie: die Piraten von der Hafenstraße.

Die Flagge, die er heute in seiner Wohnung hat, ist aber nicht die erste, sagt Herrmann. Die ist verbrannt.

Zusammen mit den Leuten aus der Hafenstraße feierte Mabuse damals in dem Garten vor seiner Wohnung, abends an der Feuerstelle. Plötzlich stand die Fahne in Flammen. Wie? „Ich stand halt zu nah am Feuer“, sagt er und lacht. Wenn er lacht, reißt er den Mund weit auf, reckt die rechte Faust in die Luft. Unter den grauen

Haaren, der Zahnücke im Unterkiefer und den aufgequollenen Wangen, die nach unten hängen, hat er etwas von einer Comicfigur.

Feierten sie an dem Abend einen Sieg des FC St. Pauli? Vom Spielergebnis wusste Mabuse nichts, dafür war er im Stadion oft zu betrunken. Warum haben sie denn gefeiert? „Wir haben immer gefeiert.“

★ ★ ★

In der Einzimmerwohnung in Hamburg-Jenfeld liegen viele Fotos, einzeln gerahmt oder als Collage zusammengestellt. Auf der Fensterbank, auf dem Tisch, auf dem Boden. An den Wänden dürfen sie nicht hängen, das verstößt gegen die Regeln. Bis zu einem Jahr sollten die Bewohner:innen in der Einrichtung bleiben, sie ist als temporäre Bleibe gedacht. Herrmann und seine Erinnerungsstücke leben dort im dritten Jahr.

Einige Fotos zeigen Mabuse selbst, in seinem gewohnten Look: mit blondierten Haaren, Sonnenbrille und Kutte. Andere zeigen andere Punks. Noch andere ihn mit Freunden bei Spielen von Altona 93. Seine neue Liebe nach dem FC St. Pauli, sagt er. Ein Kiezclub, wo man mit den Spielern ein Bier trinken kann, wo man den Vorsitzenden im Stadion grüßt, und der grüßt zurück. Andere Fotos zeigen die Frauen seines Lebens, er nennt es seine eigene „Frauen-Galerie“.

Wenn Herrmann die Fotos durchsieht, kennt er noch fast jeden Namen der vielen Gesichter. Oft klingt es so: Tot, tot, leider auch schon tot. Sie waren ungefähr so alt wie er. Wie viele Freund:innen hat er an den Alkohol verloren? An härtere Drogen? „’ne Menge“, sagt er mit seinem Hamburger Schnack. Mehr als zehn? Ja. Mehr als 20? Ja. Mehr als 30?

„No future“ war ein Slogan der Punk-Bewegung, die sich Mitte der 1970er Jahre in London mit der neuen Musikrichtung entwickelte. Gemeint war damit eine Bedrohung des Establishments. Damit verbunden war aber auch eine Art exzessives Leben nach dem Motto „live fast, die young“. Denn ja, Punks wollen Rebellen sein, die nach ihren eigenen Regeln leben. Frei von Staat und spießigem Bürger-



tum. Und Punks sind immer jung. Was passiert, wenn sie alt werden?

Herrmann selbst habe Angst zu ersticken. Vor dem Einschlafen muss er eine Beatmungsmaske aufsetzen. Das Gerät steht auf einem Stuhl neben dem Bett. Im Bett neben dem Kopfkissen liegt Pisch. Den Teddy hat er zu seinem neunten Geburtstag bekommen. Er nennt ihn seinen Begleiter.

Mabuse hat Stahl- und Betonbauer gelernt. Zwei Jahre lang, dann brach er ab. Er hatte verschiedene Jobs, halb schwarz, halb legal. Er fuhr Umzüge, arbeitete im Gartenbau, auf Baustellen. Bis zu dem Punkt, an dem es nicht mehr ging mit der Arbeit: Aus Mabuse wurde ein Alkoholiker.

Mit 40 Jahren fing Mabuse an, zum Frühstück Bier zu trinken. Dann alle halbe Stunde eins. Dazu ein paar Flachmänner Jägermeister und eine Flasche Wodka oder Rum. Später wurden es zwei am Tag. Dann trank er auch Wein aus der Tüte oder Kornbrand mit Cola. Egal was, auch nachts, solange es den Alkoholpegel hielt. Dazu kiffte er auch gerne. 2009 machte Mabuse seinen ersten Entzug, 2011 machte er den zweiten, 2013 kam dann der Moment, der ihm das Leben gerettet haben soll. Auf einem Bauwagenplatz in Ottensen. In einer Kneipe.

Genau auf diesem Bauwagenplatz sitzen zehn Jahre später ein paar Leute unter einem hölzernen Vordach, neben einer Theke. Drum herum Bierkästen, Holzstücke und Pflanzen. Hier hat Mabuse über zehn Jahre lang gelebt, nachdem ihm die Hafenstraße zu politisiert wurde. Es scheint, als würden ihn hier alle gut kennen. Auch wenn sie sich heute nicht so oft sehen, weil er so weit weg wohnt, sagen sie. Letztes Mal war er dort im Juni, beim Sommerfest des Bauwagenplatzes.

Das ist die Kastanie, die Mabuse gepflanzt hat. Hier stand sein Bauwagen. Sie erzählen lustige Geschichten über ihn: Als er mal kein Geld für den Eintritt ins Stadion hatte und sie für ihn gesammelt haben. Mabuse kletterte trotzdem über den Zaun und landete direkt vor dem Ordner. Aber es gibt auch die traurigen Geschichten: Wie er auf dem Boden saß und nur noch zitterte. Ein Abstinenzversuch.

In der Runde sitzt auch Gabi. Für alle hier heißt sie so, ihren bürgerlichen Namen will sie nicht verraten. Mit Mabuse ist Gabi gut befreundet. Er war lange eine Bezugsperson für sie: „Einer, zu dem man aufschaut, der schon so viel erlebt hat“, sagt sie.

Mabuse und sie waren damals allein in der Kneipe am Eingang des Bauwagenplatzes, es war Nachmittag. Sie fegte in der Ecke, wo die Bands spielen. Er stand auf der anderen Seite, hinter dem Tresen. Sie schaute ihn an und konnte es nicht glauben. Durch das Netz vor der Theke sah sie seine Hand auf der Kasse. Er war dabei zu stehlen. Sie wusste nicht, wie sie damit umgehen sollte. Sie sei entsetzt gewesen, sagt sie heute. „Aber am meisten hat er sich selbst erschreckt.“

Die Regel ist klar: Wer stiehlt, muss raus. Der Fall von Mabuse sei für alle schmerzhaft gewesen. Sie haben geredet, sich ausgetauscht, sich geeinigt. Mach erst mal eine Therapie, dann sehen wir weiter, haben



Der Bauwagenplatz in Ottensen, auf dem Mabuse rund zehn Jahre zu Hause war, hat trotz Gentrifizierung bis heute überlebt.

60 | 8. 2023

„Tot, tot und auch schon tot“: Eine Menge Freund:innen hat er an Drogen und Alkohol verloren.



Die ehemalige Hausfassade in der Hafenstraße auf einem Erinnerungsfoto. Ein Teil der Bemalung stammt von Mabuse.



Seine „Frauen-Galerie“. Mabuse war selten allein, aber nie lange liiert. Seine Partnerinnen und Freundinnen finden alle Platz in seinem Bilderrahmen.

60 | 18.2023

Stefanie Uhlhorn

betreut als Sozialarbeiterin um die 300 Klient:innen im Jahr. Einige davon sterben jedes Jahr an den Folgen ihrer Alkohol- und Drogensucht.



sie ihm gesagt. In diesem Moment wurde Mabuse auch klar, dass der Alkohol die Kontrolle über ihn übernommen hatte. Das wollte er ändern: Diesmal nahm er alle möglichen Hilfen an. Das war 2013. Entzug im Krankenhaus, Vorsorgetherapie, Langzeittherapie, Adaption, soziale Rehabilitation. Seitdem ist Herrmann trocken.

An seinem 60. Geburtstag, den sie auf dem Bauwagenplatz feierten, hat sich Mabuse bei Gabi bedankt. Ohne sie wäre er nicht mehr da.

Zum Bauwagenplatz ist er aber nie zurückgezogen. Als seine Situation einigermaßen stabil aussah, bekam er einen Herzinfarkt. Zur selben Zeit starben gute Freunde. Herrmann rutschte in eine Depression. Raus aus einer Mietwohnung, wieder rein in die soziale Rehabilitation.

Eine Viertelstunde Fußweg vom Bauwagenplatz entfernt sitzen Stefanie Uhlhorn und Roger Hasenbein an einem Nachmittag im Gemeinschaftsraum ihrer Einrichtung. An einem großen Holztisch in dem hellen Raum, mit Blick auf eine ruhige Seitenstraße in Hamburg-Altona. Seit über 20 Jahren arbeiten die beiden als Straßensozialarbeiter:innen in dem Viertel. Natürlich kennen sie Mabuse.

Wie würden sie ihn beschreiben?

Kurzes Schweigen.

Uhlhorn: Heute oder früher? Er hat sich sehr verändert, durch das Alter, durch die Gesundheit. Er ist nicht mehr so extrem. Und er achtet nicht mehr so doll auf sein Äußeres. Früher hat er immer die schicksten Klamotten in der Szene getragen. Hat sich regelmäßig die Haare blondiert.

Hasenbein: Damals wie heute ist er ein Typ, der gerne seine Geschichten erzählt, der gerne unter Menschen ist. Seit er nicht mehr trinkt, ist Essen sein neues Hobby. Er isst mehr und bewegt sich weniger.

Für beide Straßensozialarbeiter:innen ist Herrmanns Geschichte ungewöhnlich. Er hat akzeptiert, dass er Hilfe braucht. Dass das System, das ihm helfen kann, Regeln hat. Und obwohl Mabuse Rückfälle hatte, hat er immer wieder versucht, Hilfe zu bekommen. Denn Herrmann ist heute, mit 63 Jahren, ein Pflegefall. Aber auch ein Erfolgsfall. Beide wissen, dass Menschen mit ähnlichen Geschichten selten so alt werden.

Aber wie hält Herrmann das aus, mit all den Regeln? Mit all den Pflichten in der Wohnanlage? „Ich kann auch sagen: Leckt mich alle am Arsch. Aber dann lande ich auf der Straße.“ Das ist das pragmatische Fazit, das er über die Jahre für sich gezogen hat. Auch wenn nicht alles so läuft, wie er es sich wünscht, ist er froh, dass es diesen Ort gibt. Von fuck the system bis into the system.

★ ★ ★

An seinem Lebensweg würde Herrmann nicht viel ändern, das eine oder andere. Die Alkoholsucht würde er sich sparen. Aber der Alkohol an sich, der gehörte einfach dazu, zu seinem Lebensstil. Diesen möchte er heute auch nicht aufgeben, so gut es geht. Seine Einstellung, seine Werte sind die gleichen geblieben wie früher, sagt er: „Freiheit, Toleranz, keine Nazis.“ Seine Kutte hat er auch noch. Und seinen Spitznamen. „Den nehme ich mit ins Grab.“



Punk-Rentner

Herrmann schaut von seinem Balkon ins Grüne. Ein Holz-Adler auf dem Fensterbrett symbolisiert seine Freiheitsliebe.

An einem Donnerstag um 15 Uhr sitzt Herrmann wie jede Woche in einem Sessel im Büro von Mathias Caspersens, im Erdgeschoss der Einrichtung. Caspersens ist sein Bezugstherapeut. Eine klassische Therapiestunde ist das nicht, eher eine Unterstützung, um selbständiger zu werden. Dennoch ein Pflichttermin. So wie die Gruppentreffen mit den anderen Klient:innen der Wohnanlage, jede zweite Woche. Wenn es keine Pflicht ist, verlässt Herrmann seine Wohnung lieber nicht. Das Treppensteigen über zwei Stockwerke verschlimmert seine Schmerzen - der Fahrstuhl ist kaputt.

Herrmann, das Halstuch am Gürtel, wirkt entspannt bei der Sitzung. Mit Behördenkram ist er vertraut. Die beiden reden über seine Rente, die 61,66 Euro ausmachen wird. Zusammen mit der Grundversicherung wird er auf rund 500 Euro kommen. Die Wohnungssuche ist ein Problem. Herrmann hat nur ein Klapphandy, kann sich in der digitalen Welt nicht bewegen. Am liebsten hätte er eine betreute Wohnung auf St. Pauli oder in Altona, wo ihn die Pflegekräfte besuchen können und er seine alten Freund:innen wieder treffen kann.

Am Ende der Stunde gehen Herrmann und Caspersens, wie immer, gemeinsam aus dem Zimmer und zwei Türen weiter in einen anderen Raum. Dort steht in einem Badezimmer die einzige Waage der Wohnanlage. Herrmann zieht seinen Pullover aus und steigt langsam darauf. Sein Bauch ist einen halben Zentimeter von der gegenüberliegenden Wand entfernt. 137,20 Kilo. Immer noch, nicht das Gewünschte. Auch die Waage macht ihm jetzt Vorschriften.

Gemeinsam gehen die beiden wieder hinaus, verabschieden sich vor dem Büro des Therapeuten. Herrmann steigt langsam die zwei Stockwerke hinauf, geht zurück in seine Wohnung. Nächste Woche kommt eine Freundin vorbei. Sie wird ihm die Haare blondieren.

die ypung

60 18. 2023



MAKING OF

ANNA DOTTI & KAI WEISE

Als Anna und Kai die alten Besetzer:innen der Hafenstraße nach Mabuse fragten, erzählte eine Frau: Mabuse hatte ihr damals eine Pistole gegeben, weil sie sich unsicher fühlte, nachdem sie von einem Mann belästigt worden war. Sie war 15 und neugierig: Eines Nachts schoss sie einfach vom Bett aus gegen die Wand. Schade, dass niemand diese Geschichte bestätigen konnte.

anna.dotti@posteo.de / info@weise-foto.de

Zeitkapseln und Investitionsobjekte: Für viele Liebhaber bewahren Oldtimer das Lebensgefühl einer vergangenen, besseren Epoche. Sie werden gesammelt und gehortet – um des Bewahrens willen, aber auch in der Hoffnung, dass ihr Wert steigt.



Text
Janina Bauer

Fotos
Felix Rosic

Falscher Fuffziger

60 18.2023

Zwei Mercedes 300 SL, Marktwert: über 1,5 Millionen Euro. Einer der beiden Wagen muss eine Fälschung sein – aber welcher? Und welche Rolle spielt „Oldtimerpapst“ Klaus Kienle? Ein Krimi.

Als

ich 18 Jahre alt war, bekam ich ein Auto geschenkt. Ein hässliches, wie ich fand. Zusammengestaucht sah es aus, vorne zu spitz, hinten wie abgeschnitten. Ein Franzose mit Cabriodach und rotem Lenkrad, parfümiert mit dem Zigarettenrauch der Vorbesitzerin, die den Wagen 16 Jahre lang gefahren hatte. Als ich es abholte, vergoss sie ein paar Tränen.

Auch ich liebte dieses Auto, weil es mich frei machte. Auf und davon, nie wiederkommen, sang Casper blechern aus den alten Lautsprechern.

Als ich zu Beginn dieser Recherche darüber nachdachte, warum jemand über eine Million Euro für ein Auto zahlen würde – noch dazu für eines, das über 60 Jahre alt ist –, da kam er mir in den Sinn, mein alter Peugeot 206 CC mit dem roten Lenkrad.

Autos lösen normalerweise nur wenig Emotionen in mir aus. Für mich ist ein Auto ein Gebrauchsgegenstand, dazu da, mich von A nach B zu bringen. Komfortabel sollte es sein, zuverlässig und schnell.

Für manche Menschen aber ist ein Auto mehr. Ein Spiegel der Identität und eine Zeitkapsel, die das Lebensgefühl einer vergangenen Epoche hervorruft. Einer Zeit, in der nicht über Abgasgrenzwerte diskutiert wurde, in der Autos nicht als Umweltproblem verrufen waren, sondern als technische Wunderwerke und Symbole individueller Freiheit bestaunt wurden.

Die Autos, um die es in dieser Geschichte gehen wird, sind all das und noch viel mehr: Sammlerstücke und Investitionsobjekte, die von ihren Käufern und Besitzern obsessiv begehrt und gehortet werden. Auch in der Hoffnung, dass ihr Wert weiter steigt.

Es ist Anfang Juni 2023, als ich über eine Nachricht stolpere: Klaus Kienle, in der Branche als „Oldtimerpapst“ bekannt, soll einen über eine Million Euro teuren Mercedes gefälscht haben. Am Vortag hatten zwei Dutzend Beamte Werkstätten und Büros von Kienle durchsucht. Der Oldtimerhändler Ralph Grieser, früherer Ehemann der CDU-Politikerin Julia Klöckner, hatte dem LKA einen Tipp gegeben.

Über eine Million Euro – das ist selbst für einen leidenschaftlichen Sammler eine beträchtliche Summe. Dafür könnte man eine Skulptur des französischen Bildhauers Rodin kaufen. Oder 1000

vierköpfigen Familien ein Jahr lang die Stromrechnung bezahlen. Wem ist ein Auto so viel wert? Wer kommt auf die Idee, Oldtimer zu fälschen, und wie geht das überhaupt? Ich machte mich auf die Suche nach Antworten. Und geriet in einen Konflikt, der Stoff für einen „Tatort“-Krimi bietet, aber auch erkennen lässt, welch bizarre Blüten die Auto-Leidenschaft (nicht nur) deutscher Männer treibt.

Auf Spurensuche

Meine Suche beginnt in einer Werkstatt im Gewerbepark von Mülheim-Kärlich, angeblich Deutschlands größter Shoppingmeile. Ralph Grieser zieht eine graue Plane von einem Wagen herunter; es knistert und raschelt, und ich empfinde ganz ehrlich Vorfreude. Wegen eines Autos, oje.

Der Wagen, der unter der Plane zum Vorschein kommt, ist 1,3 Tonnen pure Eleganz. Spiegelndes Chrom neben sattem Rot. Die vergitterten Scheinwerfer, die geschwungene Motorhaube. In Gedanken sehe ich ihn sofort eine Landstraße entlangfahren; die Frau am Steuer trägt eine große Sonnenbrille und ein Seidentuch um den Kopf, das im Fahrtwind flattert.

Dieses Auto ist ein legendäres Modell aus dem Hause Mercedes, ein 300 SL Roadster, Baujahr 1961. Originallackierung: Phantasiegelb. Die Farbe wird in dieser Geschichte noch eine wichtige Rolle spielen, ebenso die 13-stellige Fahrgestellnummer mit den Endziffern 2876.

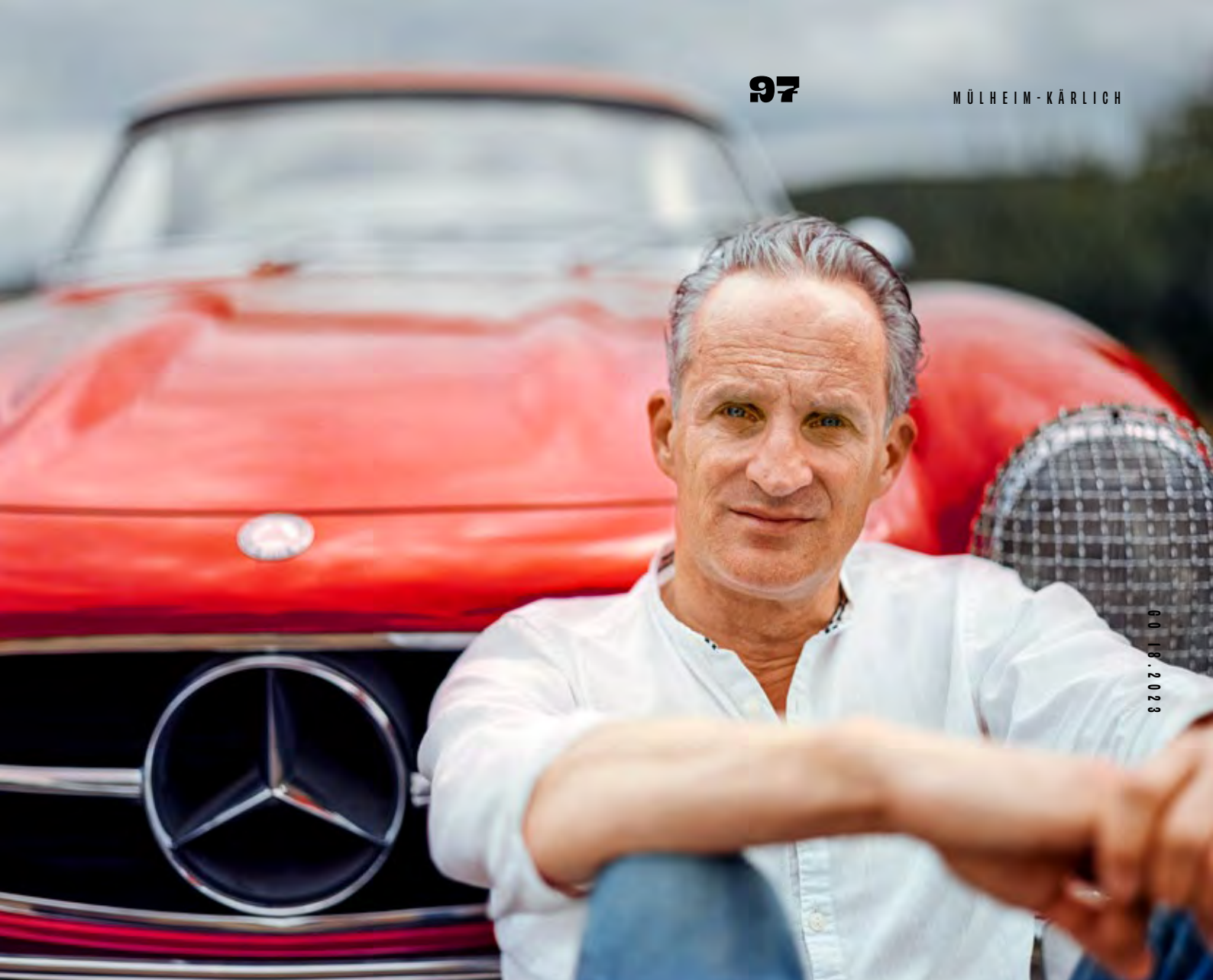
Eine Stunde vorher hat mich Ralph Grieser, Mitte fünfzig, sportlich, braungebrannt, in seinem Showroom empfangen. Es überrascht nicht, dass der Oldtimerhändler vor allem aufgrund seiner Leidenschaft zum Whistleblower der Branche geworden ist. Im Zentrum seiner Enthüllungen: der rote Mercedes Roadster, der jetzt in seiner Werkstatt steht. Nach der Produktion, so erzählt es Grieser, sei das Auto zunächst auf dem Genfer Autosalon ausgestellt worden. Ein Schweizer Geschäftsmann kauft das Gefährt 1962, verpasst ihm eine rote Lackierung und legt damit rund 50000 Kilometer zurück, bevor er ihn 1969 wieder verkauft – an einen Landwirt aus dem Kanton Zürich für 16500 Franken.

Über 50 Jahre gehört ihm das kostbare Stück, bis er sich – mittlerweile über neunzig – im Herbst 2022 entschließt, den Wagen zu verkaufen: an Ralph Grieser. Zum Kaufpreis möchte der Händler keine genauen Angaben machen. Der 300 SL Roadster wird heute für zwischen ein und zwei Millionen Euro gehandelt.

Eine solche Wertsteigerung erfahren nicht nur alte Mercedes-Modelle. Oldtimer sind ein knappes Gut und Liebhaberobjekte. Besonders krasse Preissteigerungen lassen sich seit Mitte der 90er Jahre beobachten, als die alten Gefährte – ähnlich wie Kunstwerke – zum Investitionsgut wurden, als Alternative zu Wertpapieren. Finanzkrisen und die Spekulationen wohlhabender Sammler befeuern den Markt seitdem weiter.

Der 300 SL Roadster knackte die Millionen-Marke um die Wende der 2010er Jahre, auf dem Höhepunkt der Finanzkrise. Für Liebhaber ist dieser Wagen eine Legende, manch einer nennt ihn ein „Jahrhundertauto“. Er steht für eine Zeit, in der deutsche Ingenieurskunst weltweit gefragt war und den Grundstein für die heutige Automobiltechnik gelegt hat. Die Vorgängerversion, ebenfalls mit der Bezeichnung 300 SL, gewann 1952 vier der fünf großen Autorennen. Zwei Jahre später brachte Mercedes den Rennwagen als Flügeltürer auf die Straße; drei Jahre darauf als Roadster. Der VW Käfer leistete damals 30 PS. Der 300 SL mit 215 PS das Siebenfache.

Ralph Grieser bringt den roten Roadster im November 2022 persönlich nach Deutschland; der Zoll nickt den Import ab, alles läuft glatt. Erst als er ihn auf der Zulassungsstelle anmelden will, beginnen die Probleme.



60.18.2023

Der Unternehmer Ralph Grieser hat einen Verdacht:

Sein roter 300 SL Roadster könnte eine Fälschung sein – und ihm ein Millionenverlust drohen.

Das Fahrzeug mit dieser Fahrgestellnummer sei in Deutschland schon einmal angemeldet gewesen, von 2012 bis 2017, sagt man ihm. Nur sei dieses Auto nicht rot gewesen, sondern gelb. Grieser stutzt. Das kann nicht sein. Jede Fahrgestellnummer ist einmalig. Und sein Auto war bis 2021 in der Schweiz gemeldet – so steht es in den Zulassungspapieren, die er beim Kauf erhalten habe.

Ob der Anmeldung seines Wagens in Deutschland denn etwas im Wege stehe?

Aus Sicht der Zulassungsstelle nicht. Der andere, also der gelbe Wagen, sei ja nicht länger zugelassen.

Damit könnte Grieser sich zufriedengeben. Aber die Sache lässt ihn nicht los. Dass sein Auto einen „Zwilling“ hat, so sein Verdacht, kann nur eine Ursache haben: Eines der beiden Fahrzeuge muss eine Fälschung sein.

Wäre es das seine, dann wäre es zwar nicht komplett wertlos, auch ein gefälschter Mercedes Benz 300 SL Roadster ist noch rund 300 000 Euro wert. Aber eben nicht über eine Million.

Ralph Grieser beginnt zu recherchieren. Findet heraus, dass der andere Wagen 2019 in Süddeutschland zum Verkauf angeboten wurde. Und zwar von niemand Geringerem als dem „Oldtimerpapst“ Klaus Kienle, einem weltweit bekannten Restaurator für Mercedes-Oldtimer.

*Spiegelndes Chrom
neben sattem
Rot: 1,3 Tonnen pure
Eleganz*



Höhenmesser, Kompass und Gitter gegen Steinschläge: Der Vorbesitzer des roten Roadsters soll in den Schweizer Bergen Rennen gefahren sein. Es sind solche Geschichten, die den alten Autos ihren Mythos verleihen – und ihren Wert steigern.

„Es ist das echte, da gibt es überhaupt keinen Zweifel.“

Grieser schickt einen Bekannten zur Kienle Automobiltechnik GmbH ins schwäbische Heimerdingen. Der Bekannte erfährt, dass das Auto nicht mehr in Deutschland, sondern nach Übersee vermittelt worden sei. Wohin, bleibt im Dunkeln.

Im Januar 2023 informiert Ralph Grieser das Landeskriminalamt Baden-Württemberg. Unterstützung bekommt er dabei vom CDU-Bundstagsabgeordneten Carsten Müller, der seine Kontakte zum Bundeskriminalamt nutzt. Müller ist Vorsitzender des Parlamentskreises Automobiles Kulturgut, der Oldtimer-Lobby im Bundestag.

Zurück in die Werkstatt in Mülheim-Kärlich. Dort hantiert Ralph Grieser mit einer Stablampe. Er beleuchtet den Tankdeckel, an dessen Rand etwas roter Lack abgesplittert ist. Darunter kommt gelber Lack zum Vorschein. Auch an den Türkanten und am Kofferraum sieht man bei genauerem Hinsehen gelbe Lackspuren. Das belege die Historie des Wagens, sagt Grieser – und ist damit ein Beweis für seine Echtheit.

Er öffnet die Beifahrertür, nimmt das Sitzpolster vom Sitz und legt es umgedreht auf das Dach des Wagens. 63 R steht auf der Unterseite, in weißer Kreideschrift. „Das ist ebenfalls ein Zeichen hoher Originalität“, sagt Grieser, „ein Mechaniker hat das während der Produktion draufgeschrieben.“ 63 sind die letzten beiden Ziffern der Karosserienummer, R steht für Roadster. Die Kreidemarkierung sei früher gängige Produktionspraxis gewesen, um jedem einzelnen Auto das richtige Interieur zuzuordnen.

Herr Grieser, warum ist dieses Auto so wertvoll?

„Es war ein Ausstellungsstück des Genfer Automobilsalons und hat eine spannende Historie. Bis auf die Umlackierung in den 60er Jahren ist es nahezu im Originalzustand erhalten, es wurde nie wirklich restauriert – nur regelmäßig gewartet. Ich habe zum Beispiel noch nie einen 300 SL Roadster gesehen, der sein erstes Verdeck hat. Außer diesem. Solch unberührte Originale gibt es immer weniger.“

Das Verdeck sieht in die Jahre gekommen aus. An vielen Stellen ist es ausgefranst und zerlöchert. Aber gerade das macht seinen Wert aus, erfahre ich. Je mehr Teile des Autos im Originalzustand sind, je weniger ersetzt oder repariert wurde, desto wertvoller der Oldtimer.

Bei meinem zweiten Besuch in Mülheim-Kärlich, eine Woche später, kann ich Ralph Grieser zu einer Spritztour mit dem 300 SL Roadster überreden. Als ich mich auf den Beifahrersitz gleiten lasse, knarzt das Leder. Einen Gurt suche ich vergebens. Beim Starten des Motors vibriert es unter meinem Gesäß. Als der Wagen beschleunigt, drückt es mich in den Sitz.

Ich bin überrascht, wie sorglos Grieser über einen Schotterweg voller Löcher hinwegbraust, wie zackig er in die Kurven lenkt. Es kommt mir vor, als wolle er mich vom Können des Wagens überzeugen. Und das tut er. Ich fühle mich wahnsinnig gut in diesem Auto. Mir ist ein bisschen so, als wäre ich in eine zweite Haut geschlüpft, als hätte sich ein Teil der Eleganz und Kraft dieses Wagens auf mich übertragen.

So mag sich auch sein erster Besitzer gefühlt haben. Hans Ulrich Lenzlinger, so hieß er, soll mit dem Roadster Autorennen in den Schweizer Bergen gefahren sein. Zumindest erzählt man sich das, denn wozu sonst hätte er den Wagen mit Höhenmesser, Kompass und Gittern gegen Steinschläge ausstatten sollen? Sicher belegt ist, dass Lenzlinger eine schillernde Figur war. Er schmuggelte Flüchtlinge aus der DDR und war unter anderem wegen Hehlerei, Betrug und Körperverletzung polizeibekannt. Zehn Jahre nach dem Verkauf seines SL Roadsters starb er durch einen Kopfschuss.

Es sind solche Geschichten, die den alten Autos ihren Mythos verleihen. Je glamouröser die Historie, je bekannter die Vorbesitzer, desto wertvoller das Gefährt.

Diese Geschichten wiederum sind an die Identität des Autos geknüpft, also an jene einmalige Fahrgestellnummer, die bei der Produktion in den Fahrzeugrahmen geschlagen wurde. Im Fall von Griesers rotem 300 SL Roadster ist es die mit den Endziffern 2786.

Herr Grieser, was, wenn Ihr Auto doch nicht das echte ist?

Es ist das echte, da gibt es überhaupt keinen Zweifel, sagt Grieser. Gleich drei Gutachten belegten mittlerweile die Echtheit seines Wagens.

Dennoch wird er einige Wochen später um die halbe Welt fliegen, um den zweiten, gelben, jetzt noch verschollenen Roadster zu besichtigen.

Wo wird er ihn finden? Und was sagt der Mann, der ihn verkaufte, zu den Fälschungsvorwürfen? Das versuche ich Anfang Juli herauszufinden.

Im Showroom

Klaus Kienle, 75, ist ein schwäbischer Unternehmer, der sich auf seiner Website und in den Medien als Selfmademan und Familienmensch inszeniert. Als jemand, der sich, von Leidenschaft für Autos getrieben, richtig was erarbeitet hat.

Seinen Ruf stützen Testimonials von prominenten Kunden, die er in seinen Werbebroschüren präsentiert.

„Kienle Automobiltechnik restores with perfection and passion and has decades of experience behind them“, schreibt Manuel Neuer.

„The Mercedes-Benz 600 is an extremely intricate car, and it should only be restored and serviced by the best specialists, and that's Kienle Automobiltechnik.“ Dieses Zitat stammt von einem Mann mit dem ausladenden Namen Ibrahim Ismail Ibni Almarhum Sultan Mahmud Iskandar Al-Haj, Sultan von Johor. Das liegt in Malaysia.

Auf meine erste Interviewanfrage reagiert der „Oldtimerpapst“ nicht. Also fahre ich spontan und ohne Termin nach Heimerdingen.

Ich bin überrascht von dem unscheinbaren 90er-Jahre-Flachdachbungalow, in dem Kienle die sündhaft teuren Oldtimer ausstellt. Immerhin kommen angeblich die Reichen und Schönen aus der ganzen Welt hierher, um Autos zu kaufen.

Die Empfangsdame wimmelt mich nicht gleich ab, sondern verschwindet, um ihren Chef zu holen. Ich habe Zeit, die Mercedes-Oldtimer im Showroom zu bewundern. Eines der Modelle erkenne ich auf Anhieb: den 300 SL Roadster.

„Janina?“, fragt eine Männerstimme. Ich drehe mich um. Vor mir steht ein kleiner Mann mit weißem Haar und Schnauzer, das dunkle Poloshirt spannt über seinem Bauch.

Klaus Kienle duzt sofort und redet unbekümmert drauflos. Der Fälschungsvorwurf? Eine politische Verschwörung gegen ihn. Es sei gar nicht bewiesen, dass das Auto von Grieser das Original sei. Und wenn doch: Er habe mit der Fälschung nichts zu tun. „Was glauben die denn, dass ich hier mit zehn Azubis Autos nachbaue?“

Und woher stammt der gelbe 300 SL, der 2019 bei ihm zum Verkauf stand? Kienle: „Das Auto ist seit 1992 in Deutschland, es war hier über 30 Jahre immer wieder angemeldet!“ Er habe es nur vermittelt, im Auftrag einer befreundeten Familie. Davor habe es mal einem Mann gehört, der sei prominenter als der Ministerprä-

Er ist eine Legende: Der Mercedes 300 SL Roadster. Als er in den 50er Jahren auf den Markt kam, schrieb er Automobilgeschichte. Gitterrohrrahmen, Direkteinspritzung, 215 PS, 32 500 Mark, so viel wie ein Eigenheim. Hier ein rotes Modell mit Besitzer Ralph Grieser.



sident. Wer das war, verrät er nicht. In der *Auto Bild Klassik*, einer renommierten Fachzeitung, lese ich später, dass es sich um den Unternehmer und Milliardär Martin Viessmann handelt. Ich würde Kienle das gerne fragen, bei einem zweiten Gespräch, zu dem wir uns gegen Ende meines Besuchs verabreden.

Doch dazu kommt es nicht. Wie ausgemacht, melde ich mich per Mail mit Terminvorschlägen für das zweite Treffen. Auch nach mehrmaligen Nachfragen bleibt sie unbeantwortet.

Wie unterscheidet man überhaupt einen echten Wagen von einer Fälschung? Mit dieser Frage fahre ich Ende Juli nach Frankfurt. Dort, auf dem Gelände einer alten Backsteinfabrik, liegt eine TÜV-Niederlassung.

Auf der Hebebühne der Prüfstelle steht ein Auto mit langgezogener Schnauze, glänzendem schwarzem Lack und seitlichen Einkerbungen aus Chrom, die an Kiemen erinnern. Es ist ein Mercedes 300 SL Roadster, Baujahr 1957.

Neben dem Auto hantieren zwei Männer in weißem Hemd und Poloshirt an einem Funkenspektrometer.

So wie Pathologen Leichen sezieren, untersuchen Sebastian Hoffmann und Kai Billesfeld Autos. Sie prüfen, ob das Auto auch tatsächlich so alt ist, wie es vorgibt zu sein - und ob es manipuliert oder gar gefälscht wurde. Sie sind Autoforensiker.

Die beiden haben zurzeit besonders viel zu tun. Seit Wochen melden sich besorgte 300-SL-Besitzer mit der immer gleichen Frage: Ist mit meinem Auto alles in Ordnung? Bis Ende des Sommers werden rund 20 Personen Autos in Prüfung geben. Autos, die durch die Hände von Klaus Kienle gegangen sind - von ihm verkauft, in seiner Werkstatt repariert oder restauriert.

Über die Identität und die Besitzer des schwarzen 300 SL Roadsters, den sie heute untersuchen, verraten die beiden Forensiker nichts. Auch zu konkreten Betrugsfällen wollen sie sich nicht äußern. Aber zu allgemeinen Aussagen sind sie bereit. Und sie haben viel zu erzählen. Denn beide haben jahrelang in renommierten Werkstätten Autos restauriert und kennen die Abläufe dort genau.

Fälschungen seien grundsätzlich machbar, versichern sie. In einem Restaurationsbetrieb mit mehreren Dutzend Mitarbeitern fiele es nicht auf, wenn nebenbei mal eine Karosserie oder ein Motor mehr gebaut würde. Die Forensiker sagen aber auch, dass ein Restaurator eine Fälschung erkenne, wenn sie vor ihm stehe. Weil er die Originale bis ins kleinste Detail kennt. Wie sich das Leder anfühlen muss, wo welche Nummer stehen muss, wie viele Millimeter der Abstand zwischen Autotür und restlicher Karosserie beträgt.

Sebastian Hoffmann sagt: „Ich wette, ich würde mit verbundenen Augen die Automarke eines Oldtimers am Geruch erkennen können.“

Und warum, Herr Hoffmann, kommen Leute trotzdem auf die Idee, Oldtimer zu fälschen?

„Nach einem Diebstahl zum Beispiel. Damit der nicht nachverfolgt werden kann, muss die Identität des gestohlenen Autos manipuliert, also verfälscht werden. Seit die Preise der Oldtimer so stark gestiegen sind, lohnt es sich, die Wagen komplett nachzubauen und mit einer falschen Identität zu versehen.“

Die Identität eines Autos wird durch die Fahrgestellnummer festgelegt, diese wiederum bei der Produktion in den Fahrzeugrahmen geschlagen. Die Ziffernfolge ist so einmalig wie die Nummer auf einem Personalausweis; ohne sie ist ein Auto wertlos, kann nicht zugelassen werden.



*Wer im Oldtimer
unterwegs ist,
fühlt sich in
eine andere Zeit
versetzt: Der
Weg ist das Ziel.*

6018.2023





Sebastian Hoffmann vom TÜV Rheinland
vor einem gefälschten Roadster.

„Ich würde mit verbundenen Augen die Marke eines Oldtimers am Geruch erkennen.“

Deshalb, erklärt Hoffmann, würden bei geklauten Autos Fahrgestellnummern herausgeschliffen, überschlagen oder mit Hammer und Schraubenzieher ausgekörnt; manchmal stanzen die Fälscher auch einzelne Ziffern aus. Oder schlugen bei komplett nachgebauten Autos eine neue Fahrgestellnummer in den Rahmen.

Diese darf allerdings nicht beliebig sein, zumindest nicht beim Mercedes 300 SL. Hoffmann zeigt mir ein Register, in dem alle jemals produzierten Fahrgestellnummern des Modells aufgelistet sind.

Das bleibt aber nicht die einzige zu fälschende Nummer an einem 300 SL. Eine Besonderheit des Modells ist sein Gitterrohrrahmen, seine Wirbelsäule. Alle weiteren Bauteile sind an ihm befestigt – und ebenfalls mit Nummern versehen, die in Relation zur Fahrgestellnummer des Rahmens stehen. Es gibt nur einen passenden Motorblock und nur eine passende Karosserie zur jeweiligen Fahrgestellnummer. Für eine saubere Fälschung müssten all diese Nummern auch angepasst werden, sagt Autoforensiker Hoffmann.

Es gibt kein Grundrezept zum Auto-Fälschen, bei jeder Marke und jedem Modell gibt es verschiedene Details, auf die geachtet werden muss – und sei es nur die Platzierung der Fahrgestell-

nummer. Für jedes Modell gibt es nur wenige Experten, die überhaupt in der Lage sind, Fälschungen zu erkennen.

Wer einen 300 SL (ver)fälschen will, muss die Identität eines Originals stehlen. Und diesen Diebstahl gründlich vertuschen.

Das sei vergleichsweise einfach, sagt Hoffmann. Der globale Handel mit Oldtimern dieser Preisklasse ist im Internet zu verfolgen. Fälscher und Diebe wählen jene Wagen aus, die als verschollen gelten. Und lassen sie über Nacht wiederauferstehen.

Allerdings bleibt ein Restrisiko: dass der originale Wagen eines Tages wiederauftaucht. Dann fällt der Schwindel auf.

Beim Röntgen

Und wie findet man nun heraus, welches Auto das echte ist? Dafür nutzen die Autoforensiker komplexe Methoden. Eine davon ist das magnetooptische Resonanzverfahren, das normalerweise dazu verwendet wird, entfernte Seriennummern auf Waffen wieder sichtbar zu machen. Es hilft auch, Manipulationen an Seriennummern von Oldtimern zu erkennen.

Als das Ergebnis des Verfahrens auf einem Bildschirm erscheint, können die Autoforensiker ihre Blicke nicht davon abwenden. Zu sehen ist eine Nummer auf grauem Untergrund, umgeben von einem dünnen Rahmen.

„Ist das geil!“, sagt Kai Billesfeld.

„Wie geil ist das denn!“, erwidert Sebastian Hoffmann.

Ich verstehe gar nichts. Herr Hoffmann, was hat das zu bedeuten?

Der Rahmen sollte da nicht sein, erklärt er. Auch sind die Ziffern unordentlich in den Stahl geschlagen, sie „tanzen“. Und die Typographie der Zahlen stimmt nicht mit der originalen von Mercedes überein.

An dieser Nummer wurde herumgebastelt, da sind sich die Forensiker sicher. Der Wagen trägt eine falsche Identität.

Was würde das magnetooptische Resonanzverfahren über die Echtheit der beiden doppelten 300 SL Roadster verraten – des roten von Ralph Grieser und des gelben, den Klaus Kienle vermittelt hat?

Anfang August fliegt Ralph Grieser nach Singapur, wo er den Besitzer des zweiten, gelben Roadsters mit der Endziffer 2876 besucht. Ein Gutachter, den Grieser einfliegen lässt, untersucht das Auto.

Zwei Monate später, am 6. Oktober, lädt der Autohändler zu einer Pressekonferenz in seinen Showroom, um dort die Ergebnisse der Untersuchung zu verkünden. Da ich es nicht zum Gespräch schaffe, sendet er mir im Nachgang das Gutachten des gelben Wagens zu. Es bestätigt, dass der von Kienle vermittelte Roadster gefälscht ist.

Spannend ist auch der Untersuchungsort: Johor-Bahru. Die Hauptstadt des malaysischen Bundesstaats Johor, in dem der Sultan von Johor herrscht. Jener Regent, der in Kienles Broschüre zitiert wurde. Ralph Grieser möchte zum Besitzer des gelben Wagens keine Angaben machen.

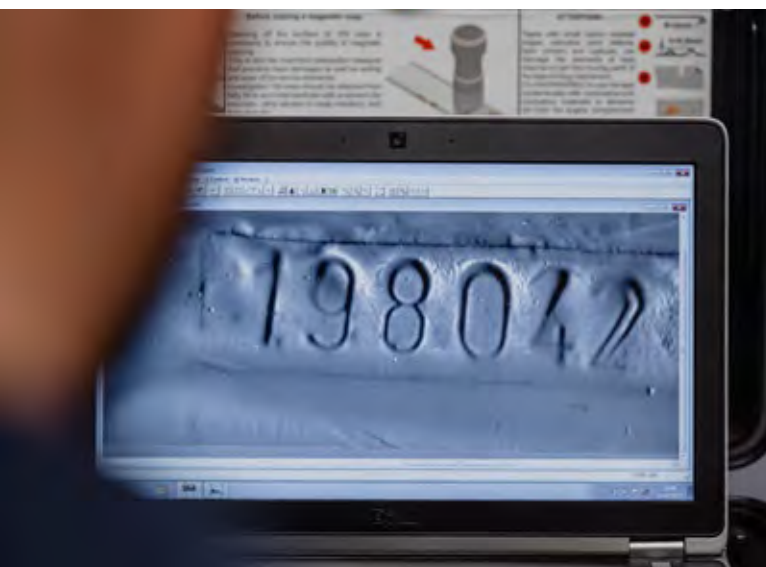
Zwei weitere Autobesitzer, Unternehmer aus Belgien, haben Klaus Kienle verklagt. Beide hatten bei dem „Oldtimer-Papst“ einen 300 SL gekauft – und anschließend festgestellt, dass jeweils noch ein zweiter Wagen desselben Modells mit derselben Seriennummer existiert. Einer der beiden hat die Klage gegen Kienle bereits gewonnen, das zweite Verfahren läuft noch am Landgericht Stuttgart.

Wie viele gefälschte 300 SL existieren in Deutschland? Oder weltweit? Diese Frage lässt mich während der Recherche nicht los. Wirklich beantworten kann sie mir aktuell niemand. Gut möglich, dass im Laufe der nächsten Monate weitere Fälschungen auftauchen.

Oder auch nicht. Viele Oldtimer-Besitzer, sagte mir der Forensiker Sebastian Hoffmann, wollten gar nicht so genau wissen, ob mit ihrem Sammlerstück alles in Ordnung ist. Obwohl sie sechsstellige Summen dafür bezahlt haben. Vielleicht auch gerade deswegen.

Es gibt einen Mercedes-Oldtimer, zugelassen in Deutschland, den Hoffmann bereits dreimal untersucht hat. Dreimal schrieb er in sein Gutachten, dass es sich dabei um eine Fälschung handele. Und dreimal stand der neue Besitzer des Wagens anschließend wieder bei ihm.

Die Fahrgestellnummer ist die ID jedes Autos.
Die hier ist gefälscht.



MAKING OF

JANINA BAUER & FELIX ROSIC

Für die Recherche nahmen Janina und Felix an einer Oldtimerausfahrt teil. Ein Mann blieb den beiden in Erinnerung: Obwohl er den alten Mercedes seiner Mutter schon vor Jahrzehnten geerbt hat, bewahrt er im Handschuhfach noch immer ihre Kassetten (Mozart, Bach) und Lederhandschuhe (schwarz für unter der Woche, weiß für den Sonntag) auf.

janina_bauer@icloud.com / kaspar@felixrosic.de

Birgit Cakir und ihr Ehemann Rußen bereiten eine muslimische Bestattung vor: Der Leichnam wird gewaschen und in Baumwolltücher gewickelt.

60 18.2023

Text
Benjamin Fischer

Fotos
Michael Bause, Mika Grunwaldt

Weil sich immer mehr Muslime in Deutschland bestatten lassen möchten, wächst der Druck auf Friedhofsverwaltungen. Doch auf vielen Friedhöfen wird der Platz knapp. In Siegen will die Bestatterin Birgit Cakir das ändern.

ENTFERNTE GRABER

Sie steht

wieder in diesem Waschraum,
zum ersten Mal seit seinem

Tod. Sie wäscht sich die Hände und streift schwarze Latexhandschuhe darüber. Tastet in den Sarg, in dem drei winzige Menschen liegen. Sie wurden keine 22 Wochen alt.

In diesem kahlen, hellen, nach Desinfektionsmittel riechenden Raum hat Birgit Cakir einige Wochen zuvor ihren 17-jährigen Sohn gewaschen. Sie hat den Raum betreten, aufgehört zu weinen und war plötzlich ganz sachlich und klar. Eine Freundin hat sie begleitet, die hat es ihr erzählt. Cakir kann sich an nichts erinnern, die Tage nach seinem Tod: alles schwarz.

Wie kann Gott so etwas zulassen, fragt sie sich seither jeden Tag. Zweifelt an ihrem muslimischen Glauben, weiß nicht, ob sie weiter Muslima sein will, ob sie weiter ihr Kopftuch tragen kann. Zweihundert Kopftücher hat sie in ihrem Schrank, blaue, bunte, rosarote.

An diesem Morgen, der ersten Waschung nach seiner Bestattung, trägt sie ein schwarzes Kopftuch.

Sie öffnet den weißen Sarg, nimmt einen der winzigen Körper heraus. Vollwertige Menschen sind das, sagt sie, egal wie kurz sie gelebt haben. Die eine angemessene muslimische Bestattung verdienen.

Doch wie kann Birgit Cakir weitermachen, seit ihr der Tod so nahe wie noch nie gerückt ist?

2017 hat Birgit Cakir das Bestattungsinstitut Würdevoll in Siegen gegründet. Mehr als 100 Bestattungen organisiert sie jedes Jahr. Rund die Hälfte muslimisch, die andere Hälfte christlich. Das spiegelt ihr Leben wider. Sie wuchs christlich auf und konvertierte mit knapp dreißig Jahren zum Islam. Ihr Mann Ruşen unterstützt sie. Eigentlich arbeitet er in einer Fabrik und betreibt eine türkische Bäckerei, doch ohne ihn geht es nicht: Im Islam dürfen Männer nur von Männern gewaschen werden.

Vor der Jahrtausendwende wurden die Leichname fast aller in Deutschland verstorbenen Muslime ins Herkunftsland zurücktransportiert. Dorthin, wo sie ihre Kindheit und Jugend verbracht hatten. Danach änderte sich das: Muslime, hier geboren und aufgewachsen, reisten seltener in das Land ihrer Vorfahren. Sie wollen bestattet werden, wo sie sich zu Hause fühlen und ihre Kinder ihr Grab besuchen können.

Aber längst nicht alle Städte in Deutschland haben muslimische Gräberfelder, manche Friedhofsordnungen schließen eine Bestattung nach muslimischem Ritus sogar aus. Ausrichtung der Gräber nach Mekka, Bestattung ohne Sarg nur in einem Leichentuch - auf vielen Friedhöfen unmöglich. Und dort, wo muslimische Bestattungen möglich sind, gibt es oft keinen Platz mehr.

Unmöglich findet Birgit Cakir das. „Muslime sollten die gleichen Rechte wie alle anderen haben“, sagt sie. Also schreibt sie Briefe, ruft Bürgermeister an. Hat schlaflose Nächte, weil so oft nichts vorangeht.

Doch immer wieder hat sie auch Erfolg.

An diesem Morgen ist Birgit Cakir in ihren grünen Mercedes-SUV gestiegen und zu einem Krankenhaus in der Nähe von Siegen gefahren; ihr Mann Ruşen ist ihr im Leichenwagen gefolgt. Dort, im Untergeschoss, in einem handelsüblichen Kühlschrank, wurden die winzigen Leichname auf-

Auf dem Friedhof in Siegen wurde ein Grabfeld für muslimische Babys eingerichtet. Birgit Cakir hatte es gefordert und durchgesetzt.





60 18. 2023

bewahrt. In weißen DIN-A5-Postumschlägen. Außen bedeckt mit Eis, seit Monaten lagerten die winzigen Körper dort. Sie legte die Umschläge in den weißen Kindersarg, Rußen trug ihn zum Auto.

Birgit Cakir wird die drei totgeborenen Babys anonym bestatten, die drei Elternpaare wollen nicht zu sehen, es würde ihnen zu nahe gehen.

Auf dem Rückweg klingelt Cakirs Handy, das Friedhofsamt aus Köln ist dran, es geht um eine Bestattung. Sie klemmt das Telefon zwischen Ohr und Kopftuch und spricht mit kräftiger Stimme. Nichts verrät, dass sie an diesem Tag schon mehrfach geweint hat, jedes Mal, wenn sie den Namen ihres Sohnes nannte.

Die beiden Cakirs parken im Hof der Ditib-Moschee in Siegen, die an ein zweistöckiges Verwaltungsgebäude erinnert. Freitags ist hier alles voll, nach dem Gebet gibt es oft süße Suppe mit Rosinen. Doch an diesem Mittwoch ist es still, nur ein paar Männer stehen zusammen und reden leise.

Birgit Cakir hält eine Tür auf, ihr Mann trägt den Sarg in den Waschraum und geht wieder hinaus. Sie zieht die schwarzen Latexhandschuhe an, öffnet den Sargdeckel und nimmt die drei Umschläge heraus, auf denen das Todesdatum der Babys notiert ist.

Sie legt den ersten Körper in die Mitte eines Baumwolltuches, fasst zwei Ecken und bindet sie über dem Körper zusammen. Sie tastet kurz, wo der Körper en-

det, und verschließt das Tuch mit zwei Schleifen. Dann schiebt sie das Bündel in eine gelbe Wolltasche. Am Schluss bettet sie die drei Wolltaschen in den Sarg und schließt den Deckel.

Gleich werden die drei totgeborenen Babys bestattet, nach muslimischem Ritus, so, wie die Eltern es wünschen.

Birgit Cakir

ist in einer hessischen Kleinstadt

aufgewachsen; ihr Vater starb, als sie ein halbes Jahr alt war. Ihre Mutter erzog sie streng katholisch, jeden Sonntag gingen sie zum Friedhof, vor dem Essen falteten sie die Hände zum Tischgebet. Als Kind ging sie einmal zum Priester und bat ihn um Geld. Der Strom in ihrer Wohnung war abgestellt worden, ihre Mutter konnte ihn nicht mehr bezahlen. Der Priester half ihnen nicht.

„Das Gerede von der Nächstenliebe in der Kirche war nur Schein“, sagt Birgit Cakir scharf.

Als sie zwölf Jahre alt war, rannte sie von zu Hause weg, weg vom Chaos, in dem ihre Mutter lebte. Schmutzig sei es gewesen, ihre Mutter war mit allem überfordert. Wo sie landete und wer sie aufnahm, darüber möchte sie schweigen. Nur so viel: Mit „schweren Jungs“ sei sie unterwegs gewesen, eine „wilde Zeit“ habe sie verbracht.

Rußen Cakir betet in der Ditib-Moschee in Siegen. Seine Eltern sind aus der Türkei nach Deutschland gekommen, er ist hier geboren und möchte hier bestattet werden.

Im Jahr 2000, Birgit Cakir war inzwischen 25 Jahre alt, kam sie nach Siegen, um Geld zu verdienen in einer Fabrik für Autoteile. Sie verliebte sich in Rußen, er war der Vorarbeiter. Seine Eltern kommen aus der Türkei.

Sie begann sich für den Islam zu interessieren und besuchte einen Korankurs. Die Regeln des Korans leuchteten ihr ein, kein Alkohol, kein Schweinefleisch, fünfmal beten am Tag. Sie habe so die Zeit ihrer Jugend hinter sich gelassen, in der es keine Grenzen gab, keine roten Linien.

Eines Morgens im Jahr 2004 entschied sie, sich ein Kopftuch umzulegen. Sie sagt, sie habe das nicht geplant und mit niemandem abgesprochen. Sie ging zu ihrer besten Freundin in ein Café, die unsicher fragte, ob sie das jetzt immer tragen werde. Ein paar Tage später zeigte sie sich so ihrer Mutter, die war erschüttert. Cakir verließ sofort die Wohnung. Die beiden hielten zwar Kontakt, bis zu ihrem Tod konnte sich die Mutter aber nicht mit ihrem neuen Glauben abfinden.

Einmal hat sie das Grab ihrer Mutter auf einem christlichen Friedhof besucht. Ihr fielen vier muslimische Kindergräber auf. Sie erkundigte sich bei den Eltern, warum sie ihre Kinder dort bestatten ließen. Sie seien überfordert gewesen, antworteten die, niemand habe sie informiert, dass es auch muslimische Gräberfelder gebe.

Imam Hasan Sami Arvas
aus Siegen
rezitiert bei Bestattungen die erste Sure aus dem Koran: „Führe uns den geraden Weg.“ Danach bekommen die Trauergäste manchmal Börek für die lange Heimfahrt.

Das arbeitete in ihr.

Kurz danach bewarb sie sich für eine Ausbildung in Siegen. Als der Bestatter sie beim Bewerbungsgespräch mit Kopftuch sah, sagte er, dass sie nicht in die Branche passe.

Also finanzierte sie die Ausbildung selbst, rund 5000 Euro. Ihr gefiel das ruhige Arbeiten, das Waschen der Toten. Sie mag es, sich in andere Menschen einzufühlen, die Gespräche mit den Angehörigen bereiten ihr Freude. Während sie die Toten wäscht, erklärt sie ihnen, was sie da gerade macht und was der nächste Schritt ist. Als würden sie zuhören.

Einmal erzählte ihr eine Kundin, dass ihre Mutter abends immer die Serie „Gute Zeiten, schlechte Zeiten“ gesehen habe. Birgit Cakir stellte im Kühlraum ein iPad auf den Sarg und ließ die Sendung laufen. Als würden die Toten zusehen.

Immer wieder hatte sie mit muslimischen Eltern zu tun, die eine anonyme Bestattung für ihre verstorbenen Babys wollten. Doch das ging auf dem Lindenbergfriedhof in Siegen nicht. Birgit Cakir fragte bei der Friedhofsverwaltung nach. Die fand die Idee gut, seit 2021 gibt es dort ein Rasenstück für anonyme muslimische Bestattungen.



Dorthin ist sie jetzt unterwegs, gemeinsam mit ihrem Mann.

Rußen trägt den weißen Sarg zu einem Rasenstück am Rand des Friedhofs, es ist frisch gemäht und ohne jede Markierung; nichts deutet darauf hin, dass hier seit zwei Jahren die Babys muslimischer Eltern anonym bestattet werden. Die Friedhofsgärtner haben ein Loch gegraben, etwa einen Meter breit und eine Armlänge tief. Ein freundlicher, sonniger Tag. Malerisch liegt jenseits des Tales die Stadt.

Kurz vor 12 Uhr erscheint der Imam in einem weißen Cübbe mit goldenen Ornamenten, seinem Gebetsgewand. Er läuft zwischen den muslimischen Gräbern auf Birgit und Rußen Cakir zu. „Salam Aleikum“, begrüßt der Imam ihn auf Arabisch, sie spricht er auf Deutsch an.

Rußen nimmt den Deckel des Sarges ab. Auf Handtüchern liegen darin die Wolltaschen, gelb, blau und grau. Der Imam betet leise. Rußen kniet auf einem Handtuch, nimmt die gelbe Wolltasche aus dem Sarg, sie passt genau in seine beiden geöffneten Hände. Er beugt sich nach vorne, legt sie in dem schmalen Grab ab, der Kopf des Babys zeigt in Richtung Mekka.

Rußen legt Holzplatten schräg über die Körper, darauf schaufelt er Erde. Birgit Cakir steht hinter ihm und filmt mit ihrem Smartphone. Weil die Eltern bei der Bestattung nicht dabei sein wollen, hat Cakir angeboten, die Zeremonie zu filmen.

Der Imam betet nun lauter, seine Hände zeigen nach oben, als würde er Sand durch seine Finger fließen lassen. Dann ist es still.

Später gehen die drei hinüber zum Grab von Enes Cakir, dem Sohn. Kurz vor seinem Tod hatte er Vorhofflimmern – ist er daran gestorben? Eine Untersuchung läuft.

Das Grab ist über und über bedeckt mit Kränzen und Sträußen, ein gerahmtes Foto lehnt daran. Der Imam öffnet die Hände, schaut zu Boden und betet mit lauter Stimme. Rußen übersetzt: Allah halte Prüfungen auf Erden bereit, wir Menschen müssen sie bestehen.

Birgit Cakir sitzt auf einer Bank neben dem Grab, schaut stumm das Foto an und weint.

Seit einem Monat ist ihr Sohn tot. In den ersten Wochen mochte Birgit Cakir nicht einmal in die Innenstadt von Siegen fahren, zu viele Leute hätten sie dort erkannt, wollten ihr tröstende Worte sagen. Zum Einkaufen fuhr sie in einen kleinen Ort in der Nähe, auch dort traf sie eine Bekannte. Beileidsbekundungen, auch wenn sie ehrlich gemeint sind, empfindet sie als störend. Künftig, wenn sie mit Angehörigen spricht, möchte sie schweigsamer sein.

Im März 2022 erhielt sie Post von der Verwaltung des Lindenbergfriedhofs in Siegen: Ab sofort dürften nur noch Bürger der Stadt sowie Menschen, die Angehörige mit Wohnsitz in Siegen haben, dort bestattet werden. Nicht aber Verstorbene aus dem Umland, wie bisher. Und in den Gemeinden gibt es meist keine muslimischen Gräberfelder.

Erst vor kurzem meldete sich wieder eine Familie aus einem Nachbarort, die ihr Kind in Siegen bestatten lassen wollte. Cakir musste ihnen absagen. Das nächste muslimische Gräberfeld liegt für die Familie nun in Köln oder Essen, mehr als eine Autostunde entfernt.



Muslime treffen sich an den Gräbern des Westfriedhofs Köln. Sie trinken Kaffee und sprechen über die Toten. Birgit Cakir beobachtet das dort immer häufiger.

60 18. 2023



Auf dem Kölner Westfriedhof liegt eines der ersten muslimischen Gräberfelder Deutschlands. Heute gibt es landesweit rund 300 davon. Viel zu wenig, sagt Bestatterin Birgit Cakir.



Vor vier Wochen musste Birgit Cakir zu ihrem bislang schwersten Gang auf den Siegener Friedhof: Sie bestattete ihren eigenen Sohn, der mit 17 Jahren überraschend starb.

Ähnlich ist es in vielen Gemeinden. Kreis Neuwied, nördlich von Koblenz: Seit 2020 dürfen auf dem Friedhof Neuwied, der muslimische Beerdigungen anbietet, nur noch Menschen aus der Stadt Neuwied bestattet werden – und keine Muslime von außerhalb.

Baden-Württemberg, Schwarzwald-Baar-Kreis, auch dort gilt die Wohnsitz-Regel. Der SWR berichtete, dass sich eine Familie aus einer kleinen Nachbargemeinde entschied, ihr Kind auf einem nahegelegenen Friedhof zu bestatten – ohne Ausrichtung nach Mekka. Eine andere Familie aus dem Kreis wollte eine muslimische Bestattung, die nächste Möglichkeit war Freiburg, gut 50 Kilometer entfernt. Ein Auto haben sie nicht.

Seit sich solche Fälle häufen, schreibt Birgit Cakir Bürgermeister an und telefoniert mit Friedhofsverwaltungen. Oft erhält sie keine Reaktion. Nur wenige Bürgermeister zeigen Interesse, doch selbst dann passiere meist nichts, sagt sie. Nur in Freudenberg und in Kreuztal, der Nachbarstadt von Siegen, hatte sie Erfolg. Nächstes Jahr soll dort ein muslimisches Gräberfeld eröffnet werden. Aber nur für Menschen mit Wohnsitz in Kreuztal.

Die enttäuschten Eltern aus der Nähe von Siegen entschieden sich schließlich für eine Beerdigung ihres Kindes in Köln. Zur Bestattung konnten nicht alle Trauergäste anreisen, der Weg war zu weit. Die Eltern erzählen, sie hätten seit der Bestattung das Grab erst zweimal besucht. Wie gern würden sie jeden Tag dorthin fahren.

Doch an manchen Tagen schöpft Birgit Cakir Hoffnung. Etwa als das Bürgermeisteramt der Gemeinde Kirchen im Landkreis Altenkirchen bei ihr anrief. Ob Birgit Cakir auf der nächsten Gemeinderatssitzung etwas zu muslimischen Gräberfeldern erzählen könne?

Klar, macht sie gern.

Enes, ihr Sohn, hat ihr oft bei Bestattungen geholfen. Gemeinsam haben sie die Verstorbenen im Krankenhaus abgeholt, gemeinsam die Leichname gewaschen.

Jeden Tag fährt sie auf den Friedhof, zu seinem Grab. Jedes Mal sind neue Blumen da, ein Gruß von Mitschülern.

Manchmal, sagt Birgit Cakir, möchte sie am liebsten sterben. Um ins Jenseits zu kommen, um Enes dort wiederzusehen. Doch sie weiß, dass es ein unsinniger Gedanke ist.

Enes, sagt sie, hätte gewollt, dass sie weitermacht. Er mochte, was sie tat. Menschen so zu bestatten, wie es für sie gut ist. Muslimisch und christlich, laut oder leise. Würdevoll.



MAKING OF

BENJAMIN FISCHER & MICHAEL BAUSE

kannten von christlichen Bestattungen, dass ein Häufchen Erde in den Sarg geworfen wird. Dass Trauergäste bei muslimischen Bestattungen oft gemeinsam das ganze Grab zuschaukeln, empfanden sie als sehr berührend. Sie möchten sich zudem bei Mika Grunwaldt bedanken, der für das Porträt von Daniel Abdin einsprang.

Bestattung am nächsten Tag

Daniel Abdin ist stellvertretender Vorsitzender des Zentralrats der Muslime in Deutschland. Er fordert seit Jahren eine eigenständige muslimische Friedhofsverwaltung.



Herr Abdin, eine Familie aus dem Kreis Siegen konnte ihr Kind nicht auf dem Friedhof in Siegen bestatten. Nun müssen sie über eine Stunde zum Grab auf dem Friedhof in Köln fahren. Kommt das häufiger vor?

Daniel Abdin: Es ist schlimm, dass mehr Menschen gezwungen sind, Verstorbene in weit entfernt liegenden Großstädten zu bestatten. Ich finde, dass das ganze System reformiert werden muss. Vor fünfzig Jahren ging man davon aus, dass Muslime sich in ihrer Heimat bestatten lassen. Aber die Situation hat sich verändert. Die Jüngeren sind hier verwurzelt, für die ist es selbstverständlich, sich hier bestatten zu lassen.

Was schlagen Sie vor?

Abdin: Ich wünsche mir, dass es in Deutschland bald rein muslimische Friedhöfe in muslimischer Verwaltung gibt. Dort können auch Muslime aus ländlichen Gebieten bestattet werden.

In Deutschland gibt es aber doch bereits rund 300 muslimische Gräberfelder auf städtischen und christlichen Friedhöfen. Dutzende Institute sind auf muslimische Bestattungen spezialisiert. Sie selbst leiten seit ein paar Jahren in Hamburg das Bestattungsinstitut der Al-Nour-Gemeinde.

Abdin: Es gibt aber immer noch viele Probleme. Wenn wir einen Anruf von Angehörigen kriegen, dauert es oft vier, fünf Tage, bis wir einen Termin beim Friedhof bekommen. Die Angehörigen wollen aber eine Bestattung am nächsten Tag, so wie in islamischen Ländern. Und sie wundern sich, dass die Gräber oft nur für zunächst

25 Jahre genutzt werden können. Sie haben Angst, dass die Knochenreste danach verbrannt werden. Das ist ein Tabu im Islam. Für manche Leute ist das ein Grund, die Verstorbenen in das Herkunftsland zu überführen.

Was wäre auf einem Friedhof in muslimischer Verwaltung anders?

Abdin: Es geht darum, dass wir flexibler sein können, wenn wir selbst einen Friedhof verwalten. Wir könnten zum Beispiel auch samstags und sonntags bestatten. So würde es auch weniger Überführungen ins Ausland geben. Dann kann man schon einmal zehn Gräber im Voraus ausheben und sofort bestatten.

Manche sehen darin eine Separation anstatt einer Integration von Muslimen.

Abdin: Das ist absoluter Quatsch. Warum bestatten jüdische Menschen ihre Toten auf einem jüdischen Friedhof und nicht zwischen anderen Menschen? Man möchte seine religiöse Identität bewahren. Ich lasse meine Toten lieber in Deutschland bestatten, wenn ich weiß, dass ich das so machen kann, wie ich es möchte. Ansonsten lasse ich meinen Leichnam nach dem Tod überführen.

Neben Kommunen betreiben in Deutschland nur christliche und jüdische Gemeinden Friedhöfe. In Nordrhein-Westfalen dürfen das seit 2014 auch andere religiöse Vereine. Einen Friedhof unter muslimischer Verwaltung gibt es aber immer noch nicht. Das größte Projekt in Wupper-

tal hatte lange nicht genügend Geld.

Abdin: Mit Spendengeldern kann man nicht so gut planen. Ich denke aber, dass es trotzdem besser ist, wenn die Menschen freiwillig spenden, als wenn sie eine Steuer bezahlen müssen. Ich bin mir sicher, dass wir Muslime die gleiche Erfahrung wie die Kirche machen würden, wenn wir eine Körperschaft des öffentlichen Rechts werden. Sobald wir eine Moscheesteuer einführen, werden wir viele Muslime verlieren, weil es für die Moschee keine Eintrittskarte geben darf. Dann treten die Leute lieber aus.

Der Zentralrat der Muslime hat sich zuletzt im Jahr 2012 öffentlich zu muslimischen Friedhöfen geäußert. Warum ist der Rat nicht aktiver?

Abdin: Ich denke, es wird eher hinter der Tür verhandelt.

Eignet sich das Thema nicht gut für öffentliche Diskussionen?

Abdin: Wenn jemand gestorben ist, wünschen sich die Angehörigen zwar einen muslimischen Friedhof. Das ist aber nur ein momentaner Wunsch. Dann kommt der Trauerprozess, und viele wollen mit dem Thema nichts mehr zu tun haben.

Haben Sie sich schon Gedanken gemacht, wie Sie einmal bestattet werden wollen?

Meine Frau, meine Kinder, die Enkelkinder leben hier. Wenn ich im Libanon bestattet werde, würde keiner mein Grab besuchen. Hier in Hamburg können meine Verwandten regelmäßig an mein Grab kommen und Koransuren rezitieren.

Zurück aus dem Urlaub:

Paul Drux nach der Sommerpause beim Krafttest im Olympiastützpunkt Berlin. Gleich wird seine Kraft in den Oberschenkeln gemessen.



BIS ES KNALLT

**Ein Spezial-
schuh** schützt
die verletzte
Achillessehne
von National-
spieler Paul Drux.

Text
Lars Graue

Fotos
Mo'men Mostafa

Acht OPs – und dann ist bei Handball-Nationalspieler Paul Drux auch noch die Achillessehne gerissen. Der Handball verschleißt seine besten Spieler in einem System der Überbelastung. Was steckt dahinter?



Trophäen am Fenster, Vereinslegenden an der Wand: Paul Drux wird vom Physiotherapeuten der Füchse Berlin behandelt.

ER

geht zu Boden und lässt den Ball fallen. Sein Gesicht schmerzverzerrt, ein Griff an die rechte Wade, dann schlägt er mit der rechten Hand auf den Hallenboden.

Kurz zuvor hatte das deutsche Team den Ball von der schwedischen Mannschaft erobert. Pass aus der eigenen Hälfte auf Paul Drux. Der fängt den Ball, stürmt nach vorn - ein kurzes Raunen, wenige Augenblicke später Stille in der Halle in Kristianstad. Der „Sportschau“-Kommentator wirkt betroffen: „Hoffentlich hat sich Paul Drux, der sich ja schon so häufig in seiner Karriere schwer verletzt hat, nicht bitter weh getan.“

Aber das hat er, leider.

82 Tage später, Kraftraum der Füchse Berlin. Drux sitzt an einer Beinbeugemaschine. Sein rechter Fuß steckt in einem klobigen Stiefel, einem Spezialschuh, den er schon ein Vierteljahr lang trägt, seit ihm die Achillessehne zerknallt ist. Die stärkste Sehne des Körpers; eine der schlimmsten Verletzungen eines Handballers.

Er hat den Kraftraum für sich allein, angeleitet vom Athletiktrainer. Drux macht Kniebeugen mit einem Medizinball zwischen den Knien, Situps und Scheibenwischer. Er wirkt hochkonzentriert.

Paul Drux, 28 Jahre, hat 127 Länderspiele für die deutsche Nationalmannschaft bestritten. Er hat zig Titel gewonnen, auch Olympia-Bronze, ist Kapitän der Füchse Berlin.

Bereits neunmal ist Drux im Laufe seiner Karriere operiert worden: zweimal Schulter, einmal Sprunggelenk, fünfmal Knie, nun Achillessehne.

Drux hätte, wäre er vergangene Saison fit gewesen, im Verein 51 Pflichtspiele absolviert, dazu die Auftritte im Trikot der Nationalmannschaft. Die Füchse Berlin gehören zu Deutsch-

Blau umlaufen, krakelig und etwa zehn Zentimeter lang: die Narbe an der Achillessehne 75 Tage nach der OP.



lands Topklubs, bestreiten neben Partien in der Bundesliga und im DHB-Pokal auch viele internationale Spiele.

68 Spiele in zehn Monaten, zusätzlich zu den Mannschafts-, Kraft- und Regenerationseinheiten. Welcher Körper soll das aushalten?

Drux ist nicht der Einzige, der an seine Grenzen geraten ist. Und darüber hinaus.

Gísli Kristjánsson, SC Magdeburg: sechs Schulterverletzungen in fünf Jahren, 24 Jahre, weiterhin aktiv.

Mattias Zachrisson, ehemals Füchse Berlin: Schulterverletzung, Karriereende mit 30.

Oscar Carlén, ehemals HSV Hamburg: Kreuzbandrisse, Karriereende mit 25.

Manche sagen: Der Handball frisst seine besten Spieler.

Warum begehrt niemand auf gegen diese Knochenmühle?

Eine Spurensuche bei Sportinvaliden und Funktionären - und bei jenen wenigen, die sagen: Genug, wir müssen das System ändern.

DIE SUCHE beginnt bei Finn Lemke. Ihn hat es besonders schlimm erwischt.

Finn Lemke, 31 Jahre alt, war lange Jahre Kollege von Drux in der Nationalmannschaft. 2,10 Meter groß, als Abwehrspezialist gefürchtet. Lemke galt als emotionaler Leader des DHB-Teams. Gemeinsam mit Drux gewann er 2016 Olympia-Bronze.

Lemke sitzt in einer Küche neben den Umkleidekabinen des TBV Lemgo. Gleich trainiert er eine Lemgoer Jugendmannschaft, bei der er für eine Trainerlizenz hospitiert. Wenn Lemke nach längerem Sitzen aufsteht, wirkt sein rechter Fuß, als wäre er aus Holz. Wenn er geht, rollt er ihn nicht ab, er humpelt. Nach jedem Schritt kippt sein Oberkörper nach rechts und gleicht die fehlende Beweglichkeit seines Fußes aus.

Ein Beweglichkeitstest zeigt das ganze Dilemma: Lemke stellt sich vor eine Wand, die Zehenspitzen seines kaputten Fußes zehn Zentimeter von der Sockelleiste entfernt. Jetzt, sagt er, müsse er die Knie beugen, bis sie die Wand berühren - und das, ohne die Ferse vom Boden zu heben. Er versucht es, schafft aber nicht einmal die halbe Strecke bis zur Wand. Sie zu erreichen, wäre die Voraussetzung, wieder spielen zu dürfen. Lemke hatte diesen sogenannten Return-to-play-Test über anderthalb Jahre immer wieder versucht, zwischen Oktober 2021 und Februar 2023. Immer wieder vergebens.

Sein bislang letztes Spiel hat Lemke im September 2021 gespielt. Dabei verletzte er sich am Sprunggelenk; die Ärzte verordneten vier Wochen Pause. Mittlerweile sind zwei Jahre vergangen.

Dass seine Verletzung falsch diagnostiziert wurde und, auch dadurch, die Ausfallzeit für Lemke ellenlang wurde, scheint ihn zu belasten. Er lacht immer dann, wenn er von den Tiefpunkten seiner Leidenszeit spricht: vom Anschwellen seines Fußes nach vorsichtiger Steigerung der Belastung oder von kräftezehrenden Rehas in Regensburg, Frankfurt, Kassel, Magdeburg oder Dresden.

Wird Finn Lemke wieder Handball spielen können? Oder imstande sein, schmerzfrei zu gehen?

Beim Handball geht es zur Sache. Körper prallen im Sprungwurf aufeinander, Spieler werden in hohem Tempo geschubst und gezogen, Ellenbogen landen in Gesichtern beim Gezerre am Kreis. In den vergangenen Jahren hat sich das Spiel zudem verändert, ist schneller und athletischer geworden. Das geht auch aus den Daten der Handball-Bundesliga hervor. Seit der Saison 2019/20 misst ein Technologiepartner die körperlichen Spielanforderungen.

Die Erhebungen belegen, dass Sehnen, Gelenke und Muskeln mehr schnelle Antritte und Abstoppbewegungen sowie mehr Sprünge und Würfe aushalten müssen als noch 2019/20, also zu Beginn der Messungen.

Das bleibt nicht ohne Folgen. „Alles, was zusätzlich an Belastung reinkommt, geht immer auf Kosten der Regeneration“, sagt Simon Overkamp. Er ist Athletiktrainer beim DHB und betreut seit Anfang 2023 alle deutschen Nationalmannschaften - Frauen und Männer in verschiedenen Altersklassen, auch Beach-Handballer. Kurzum: So richtig erholt sich kaum jemand von den Belastungen.



Ex-Nationalspieler Finn Lemke: Sein rechter Fuß wird nie wieder so funktionieren wie früher.

Handball ist, zusammen mit Fußball, die Ballsportart, in der Spieler am längsten gesundheitsbedingt ausfallen: im Durchschnitt 14 Tage pro Verletzung. Die meisten passieren in den letzten zehn Minuten beider Halbzeiten. Dann, wenn sich die Spieler erschöpft nach dem Abpfiff sehnen.

Es gibt kaum einen Handballer, der eine Saison ohne Verletzung übersteht. 2016/17, nach Olympia, hat es jeden Spieler im Durchschnitt mehr als dreimal erwischt, in den Spielzeiten davor und danach jeweils deutlich über zweimal.

„Der Anstieg der Saisoninzidenzen verdeutlicht den starken Einfluss des Wettkampfkaltenders auf das Verletzungsgeschehen“, kommentierte die Berufsgenossenschaft, die Verletzungsstatistiken für den Profihandball sammelt und Gehaltszahlungen verletzter Spieler übernimmt. Heißt: Weil die Profi-Spieler immer mehr Partien absolvieren müssen, steigt ihr Verletzungsrisiko. Das ist eine mögliche Erklärung für die seit Jahren stetig steigende Zahl der Ausfallzeiten.

Aber nicht die einzige.

Der Job von Dr. Patrick Luig nennt sich „Bundestrainer Bildung und Wissenschaft“. Luig ist Sportwissenschaftler mit langjähriger Erfahrung im Bereich Sportunfallforschung. Er versucht unter anderem herauszufinden, was die steigende Zahl und Schwere der Verletzungen im Handball verursacht - und was man dagegen tun könnte. Die wichtigste Vorbeugung, sagt er, sei eine gut geplante und gesteuerte Vorbereitung auf den Wettkampf - mental wie körperlich.

Das Unfallrisiko ist allerdings nicht überall gleich groß - es gibt gravierende Unterschiede zwischen den einzelnen Bundesligaklubs. Diese misst ein Index, der „Relative Injury Burden“ heißt. Die verletzungsanfälligste Mannschaft der Bundesliga verzeichnete 36 Ausfalltage pro Pflichtspiel in der Saison 2018/19 - die am wenigsten betroffene nur zwei. Welche Teams sich hinter diesen dramatisch auseinanderklaffenden Werten verbergen, ist nicht öffentlich einsehbar. Luig zieht ein allgemeines Fazit aus den Daten, das ebenfalls überraschend ist: Die Mann-

Gravierende Unterschiede zwischen Profiklubs: 2 vs. 36 Ausfalltage pro Pflichtspiel.

schaften mit den meisten Spielen sind nicht zwangsläufig die mit den meisten Ausfalltagen. Die hohe Belastung durch viele Partien sei nicht per se das Problem. Wenn die Spieler darauf langfristig vorbereitet werden, sagt Luig, könnten sie sich an die Belastung anpassen. Es gibt Teams, in denen viele Nationalspieler vertreten sind und die zudem etliche internationale Spiele bestreiten. Dennoch fallen dort weniger Spieler aus als in manchen Mannschaften, die nur Bundesliga- und Pokalspiele absolvieren. Luig liefert auch eine mög-

liche Erklärung. Die Spielstrategie mancher Teams sei sehr zweikampforientiert, wodurch sich das Verletzungsrisiko erhöhen könne. Insbesondere dann, wenn die Athleten noch nicht an diese Spielstrategie angepasst sind.

Im Bergischen Land ist Handball die Sportart - auch in Marienheide, dem Heimatort von Paul Drux. Der legendäre VfL Gummersbach liegt nur zehn Kilometer entfernt, die ganze Drux-Familie ist handballverrückt: Opa, Vater und Cousins - alles ehemalige oder aktive Handballer. Für Drux hieß das schon als kleiner Junge: jedes Wochenende der Geruch von Harz, das sich die Spieler in die Hände schmieren, um den Ball besser zu kontrollieren.

Mit zwölf Jahren wechselte Drux in die Jugend des VfL Gummersbach, mit 16 zu den Füchsen Berlin, wo er mit 18 bereits in der Champions League debütierte. Da hatte er seine erste Operation schon hinter sich.

DIE DIAGNOSE:

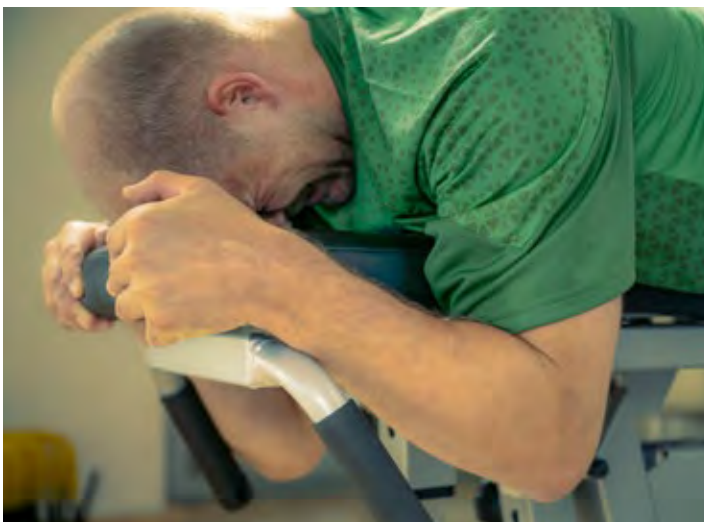
Impingement-Syndrom, Verengung der Schulter - typisch für Überkopf- und Wurfesportarten wie Handball. Die Ärzte vermuteten eine genetische Disposition. Bei der OP wurde ein Stück vom Schulterdach abgefräst, um Platz zu schaffen. „Im Nachhinein betrachtet“, sagt er schmunzelnd, „war es eine relativ leichte Geschichte.“

Es sollte nicht Drux' letzte Schulter-Operation gewesen sein.

Können die Handballer bei der Masse an Spielen überhaupt regenerieren? Sportmediziner und Trainingswissenschaftler bieten zwei sich widersprechende Antworten.

„Das Pensum an Spielen ist in einigen Phasen so hoch, dass keine vollständige Regeneration mehr möglich ist“, sagt Simon Overkamp, der Athletiktrainer des DHB. Und bezieht sich dabei auf Nationalspieler wie Drux, die in 17 Tagen neun Spiele absolvieren müssen, wie etwa bei der Weltmeisterschaft 2023 in Polen und Schweden.

Philip Lübke, leitender Verbandsarzt des DHB, Mannschaftsarzt der deutschen Männer-Nationalmannschaft und Teil des Ärzteteams des THW Kiel, ist anderer Ansicht: Wenn Sportler auf die Signale ihres Körpers hörten, keinen falschen Ehrgeiz entwickelten, dann sei auch diese hohe Belastung möglich, ohne die eigene Gesundheit zu gefährden. Die Sportler seien professionelle Athleten, mit umfassenden Möglichkeiten für Training, Spiel und Regeneration. Wenn der Kader einer Mannschaft breit aufgestellt ist, erhöhe das die Chancen für den Einzelnen deutlich, gut zu regenerieren.



Mit schmerzverzerrtem Gesicht:
Paul Drux an der Beinbeugemaschine.



**Kritik von DHB-Athletiktrainer
Simon Overkamp:** Zu viele Spiele
in zu kurzer Zeit.

Aber was, wenn die Spieler selbst nicht pausieren wollen? Wie reagiert der Trainer einer dünn besetzten Mannschaft, wenn der seit Monaten auf dem Zahnfleisch gehende Topspieler vor der wichtigsten Partie der Saison unbedingt spielen möchte?

Lübke sagt, weder in der Nationalmannschaft noch beim THW Kiel entscheiden alleine der Trainer oder Spieler über die Einsatzfähigkeit. Die Mediziner bestimmen, ob ein Spieler freigegeben ist oder nicht. Wenn Lübke die vergangenen 20 Jahre betrachtet, also die Zeit, seitdem er Handballteams medizinisch betreut, stellt er fest: Ärzteteams und Physiotherapeuten bekommen immer mehr Gewicht. Die Trainer fragten mittlerweile eher „Wann kann der spielen?“ als „Kann er wirklich noch nicht?“.

In vielen Vereinen läuft es anders, als Lübke es beschreibt. Dort haben Ärzte eher eine beratende Funktion.

„Sagen wir es so: Ich fühlte mich nicht gebremst“, sagt Finn Lemke. Wenn er zum Beispiel einen Muskelfaserriss hatte, sagte der Arzt: Vier Wochen Ausfallzeit. „Du sagst aber nach zwei Wochen: Das Spiel gegen Kiel, das geht schon. Da sagte der Trainer nicht: Setz dich hin und warte noch mal zwei Wochen. Sondern er sagte: Dann spiel halt.“ In solchen Situationen, sagt Lemke, sei der Erfolgsdruck oftmals stärker gewesen als die Warnsignale des eigenen Körpers. Oder als der medizinische Rat.

Es ist nur zu leicht, diese Signale zu überhören. Das zeigt auch die Karriere von Paul Drux. Zunächst ging sie steil bergauf. Im Januar 2015 spielte er sein erstes internationales Großturnier bei der WM in Katar. Mit 19 ragte er sofort heraus, machte sich als linker Rückraum, in der sogenannten Königsposition, unentbehrlich. Aber schon

ein halbes Jahr nach der WM musste er wieder operiert werden. Wieder die Schulter, diesmal war die Knorpel lippe gerissen, auch Labrum genannt.

Es passierte in einem Trainingsspiel während der Sommerpause. Als Drux aufs Tor werfen wollte, spürte er einen heftigen Schmerz. Er trainierte trotzdem weiter. „Das ist relativ normal, dass du immer irgendwo ein Ziehen oder Stechen hast.“ Als Leistungssportler sei man Schmerzen ohnehin gewohnt, als Handballer erst recht. „Dadurch, dass unsere Sportart sehr körperlich und robust ist, lernt man schon in jungen Jahren, eini- ges wegzustecken.“

Ein paar Wochen habe er die Schmerzen ertragen, so gut es ging. Erst als er seinen rechten Arm nicht mehr heben konnte, wandte er sich an die Ärzte. Die ließen eine MRT machen - und verordneten danach ein halbes Jahr Pause.

DRUX verpasste so auch die Europameisterschaft in Polen 2016. Am Fernseher verfolgte er, wie seine Teamkollegen Europameister wurden - mit dabei: der junge Finn Lemke.

Nach der halbjährigen Pause spielte Drux weiter. Im Laufe seiner Karriere hat er 252 Bundesligaspiele bestritten. In elf Saisons. Das klingt viel. Aber eine Saison hat 34 Spieltage. Er spielte im Durchschnitt nur 23 davon, musste also bei jedem dritten Spiel verletzt pausieren.

Januar 2018: Meniskusriss, WM-Spiel gegen Dänemark.

März 2018: Bänderriss im linken Sprunggelenk,

Bundesliga gegen Stuttgart, erstes Spiel nach der Rückkehr.

Oktober 2018: Sprunggelenks-OP, nach monatelangen Schmerzen.

März 2021: Außenmeniskusschaden im linken Knie, Bundesliga gegen Essen.

Oktober 2021: Meniskus-OP.

April 2023: Achillessehnenriss und -OP, Länderspiel gegen Schweden.

Dies sind nur seine öffentlich bekannten Verletzungen. Drux möchte nicht, dass seine gesamte Verletzungshistorie veröffentlicht wird.

Über die hohen Belastungen rede er mit seinen Mannschaftskollegen nicht, sagt Drux, eher mit Leuten abseits des Feldes. Er glaube, jedem sei klar, wie hoch die Belastung in seinem Sport ist. „Aber was ist die Alternative, was soll man machen?“

Einer, der darauf sofort eine Antwort wüsste, ist Marcus Rominger. Der 50-jährige Ex-Profitorwart vertritt die Interessen aktiver Handballprofis. Zumindest versucht er es.

Zusammen mit Johannes Bitter, einem langjährigen Nationalmannschaftskollegen von Drux, sitzt er im Vorstand der Handball-Spielergewerkschaft GOAL.

Die Spieler, sagt Rominger, hätten durchaus die Macht, etwas zu ändern. „Wenn alle Bundesligaspieler sagen: Am nächsten Spieltag bleibt der Ball in der Mitte liegen, dann hast du einen Case.“ Einen Arbeitskampf.

Aber das passiere nicht. Es fehle an Solidarität unter den Handballern. Darunter leide natürlich auch die Schlagkraft der Gewerkschaft.

Viele Spieler aus den mittleren Tabellenregionen fragten ihn: „Was interessieren mich die Probleme der Top 5?“ An deren Niveau kämen sie ohnehin nicht heran.

Rominger erinnert dann daran, dass Spitzensportler immer auch das Gesicht ihrer Sportart sind. Wenn die Nationalmannschaft gut spiele und im Free-TV übertragen werde, dann steige das mediale Interesse - und beschere allen Vereinen mehr Einnahmen beim nächsten TV-Vertrag. Auch denen im Mittelfeld der Liga.

Aber damit überzeugt er nur wenige.

Mangelnde Solidarität erkennt Rominger auch unter den Vereinen. Top-Teams wie die aus Kiel, Magdeburg oder Berlin würden gerne die Zahl der Spieltage pro Saison reduzieren, damit ihre Belastung sinkt. Mittelklasseklubs wie Lemgo, Balingen oder Erlangen seien dagegen. Weniger Spiele bedeuten weniger Einnahmen.

Niemand möchte verzichten - das gilt auch für die Handball-Verbände. Der Weltverband IHF möchte nicht, dass die Zahl der Partien bei WM und Olympia reduziert wird; der europäische Verband EHF wehrt sich gegen Einschränkungen bei EM und europäischen Wettbewerben.

Rominger hält Forderungen nach Entschlackung des Spielplans daher bis auf weiteres für illusorisch. Er setzt sich lieber für längere Spielpausen während des Sommers ein, wie sie etwa in den USA üblich sind. Die Basketball-Liga NBA und die American-Football-Liga NFL pausieren nach Saisonende jeweils mindestens vier Monate lang.

Das wäre auch in Deutschland durchsetzbar - mit Hilfe einer starken Gewerkschaft. Mit hauptamtlichen Mitarbeitern, die ausreichend Ressourcen und Standing hätten,

Die Spieler aus dem Tabellen-Mittelfeld sagen: Was interessieren mich die Top 5?

um mit Vertretern von Verbänden oder Ligen über Reformen zu verhandeln. Rominger verweist auf das Beispiel Dänemark: „Dort sitzen Gewerkschaftsvertreter in jedem Gremium, auch in den Vorständen des Verbands und der Liga.“ Auch seien die meisten dänischen Nationalspieler Mitglieder in der Gewerkschaft.

Davon sei GOAL meilenweit entfernt. Weshalb Rominger und seine Kollegen bis heute weitgehend ehrenamtlich

und in Teilzeit arbeiten. Mittlerweile, sagt Rominger, seien sie an einem kritischen Punkt angekommen: „Wenn sich nichts bewegt, ist es schwierig, die Motivation aufrechtzuerhalten.“ Endzeitstimmung in der Gewerkschaft.

Von kritischen Punkten kann Finn Lemke reichlich erzählen - nach mittlerweile anderthalb Jahren Verletzungspause, immer wieder neu geschöpfter Hoffnung, auf die immer neue Rückschläge folgten. Wenn er heute davon erzählt, lacht er oft. Galgenhumor als Gegengift gegen Frust und Enttäuschung.

Er erzählt von jenem fatalen Sprung im zweiten Heimspiel der Saison 2021/22, der Saison nach dem olympischen Turnier in Tokio. In der Luft wurde er von seinem Gegenspieler gestoßen, verlor die Kontrolle, landete mit vollem Gewicht auf dessen Fuß und knickte um. Erste Diagnose nach Auswertung der MRT-Bilder: Außenbandriss, sechs Wochen Pause. Er habe sich gedacht: Bisschen abwarten, auftrainieren, tapen, dann kann ich wieder spielen. Wieder lacht Lemke.

Nach sechs Wochen unternahm er seinen ersten Return-to-play-Test. Rief vom Rehasentrum aus bei seinem Verein MT Melsungen an und sagte: „Ich bin nächste Woche wieder beim Training!“ Der Physiotherapeut, der ihn behandelte, entgegnete fassungslos: „Du hast in keinem Test auch nur einen Punkt geschafft.“

Bald stellte sich heraus, dass die erste Diagnose eine Fehldiagnose war. Nicht nur Lemkes Außenband war ge-



Anwalt der Spieler: Marcus Rominger vertritt ehrenamtlich die Interessen der Profihandballer.



Kniebeugen mit Medizinbällen:

Trainer Carsten Köhrbrück (l.)
lacht, Paul Drux schwitzt.

rissen, sondern auch der Knorpel beschädigt. Das erfuhr er nach Ansicht des CT-Bildes, auf dem man, anders als beim MRT, auch Knochen erkennen kann. Er hätte den Fuß sofort konsequent schonen müssen. Aber das tat er nicht. Stattdessen: weitere Tests, um endlich das ersehnte Go der Ärzte zu bekommen. Die Tests verlangten Sprünge, zum Teil mit Gewichten, was zu weiteren Schäden am Gewebe führte. Mehrere Knochenfragmente brachen ab, mussten später vom Operateur entfernt werden. „Ich hatte starke Schmerzen“, sagt Lemke, „aber ich dachte, das wäre normal. Gehört eben dazu.“

Vielleicht ist dies das Grundproblem des Handballs: die Härte gegen sich selbst, das Verschweigen von Schmerzen, die man im Zweifel lieber mit zusammengeknautschten Zähnen erträgt. Ein Selbstbild, das sich am Ideal des starken Recken orientiert; ein Selbstbild, das keine Schwäche zulässt, auch und vor allem nicht gegenüber Mitspielern.

Die Handballer selbst sehen sich nicht so. Sie sprechen, wie Paul Drux, lieber von der Leidenschaft für ihren Sport, von der Motivation, gemeinsam mit der Mannschaft Spiele und Titel zu gewinnen. Auch von der Notwendigkeit, Opfer zu bringen: Freundschaften zu vernachlässigen, sich früh von der Familie zu trennen, in immer neuen Reha-Behandlungen zu schwitzen - und trotzdem ständig unter Schmerzen zu leiden.

Paul Drux ist entschlossen, trotz alldem weiterzumachen. Kapitän eines Spitzenteams sein, Bronzemedailengewinner bei Olympia, Europapokalsieger, Nationalspieler mit mehr als 100 Länderspielen - das kann und will er nicht einfach aufgeben. Anfang August ist er seinen Spezialschuh endlich losgeworden, ein weiterer Schritt auf dem

Weg zurück auf die Platte. Die Liebe zu seinem Sport ist nach wie vor größer als die Angst, sich nach einer erneuten Verletzung womöglich dauerhaft kaum noch bewegen zu können.

FINN LEMKE

dagegen hat nach ander-

halb Jahren im März aufgegeben. Karriereende mit 30. Er hat entschieden, dass er genug Opfer gebracht hat. Weil er seinen Körper noch mehr schädigt, wenn er es trotzdem auf Biegen und Brechen versucht. Die Einschränkungen, die er jetzt habe, seien schon schlimm genug.

„Die Hoffnung ist immer noch da, dass ich irgendwann eine Wanderung mit meinen Kids auf den Berg machen kann“, sagt Lemke, „aber momentan sieht es nicht danach aus.“ Und dabei lacht er wieder.



MAKING OF

LARS GRAUE & MO'MEN MOSTAFA

fuhren mit dem Mietwagen quer durch die Republik: von Berlin nach Magdeburg, von Magdeburg nach Lemgo, von Lemgo nach Hochheim am Main. An einer Raststätte machte einer der beiden die Autotür zu - mit dem Fuß. Das Resultat: eine Beule.



Blick ins Leere. Uwe Jessen wartet. In der Schlange am Halteplatz Mehringdamm: Taxis hinter ihm, Taxis vor ihm. Auf der Straße neben ihm: volle Uber, die vorbeifahren.

Text
Hannah Mara Schmitt

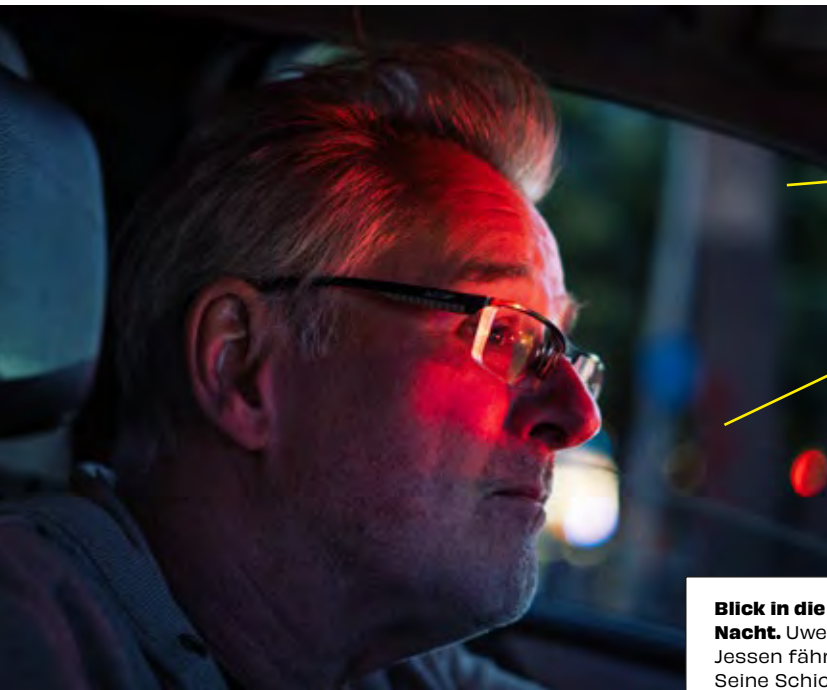
Fotos
Serghei Duve

Hellelfenbein Blues

Sie führen einen erbitterten Kampf und geben nicht auf. Wie sich Berliner Taxifahrerinnen und Taxifahrer gegen den Untergang stemmen.



Blick in die Zukunft, die Vergangenheit im Rücken. Presley Antoine wartet in Spandau auf Aufträge. Hinter ihm erinnert eine alte Taxirufsäule an die goldene Taxizeit, als es noch keine Uber-App gab. Auf seiner Visitenkarte steht: service with a smile.



Blick in die Nacht. Uwe Jessen fährt los. Seine Schicht beginnt dann, wenn andere Feierabend machen.

Vor Mustafa's

Gemüse Kebab stehen die Touris Schlange. Freitagabend, Halteplatz am Mehringdamm, Kreuzberg. Uwe Jessen, 57, steigt aus seinem Taxi und dreht sich erst mal eine Zigarette. Lässig lehnt er an der Beifahrertür und pustet den Rauch in die schwüle Sommerluft.

Seit einer halben Stunde wartet er schon.

Jessen holt eine Tube Chin-Min-Salbe aus dem Handschuhfach und reibt sich Schultern und Nacken ein. Gegen die Schmerzen vom vielen Sitzen.

Ein paar Meter weiter vorne, Ecke Yorckstraße, hält ein weißer Toyota Prius. In der Heckscheibe rechts unten die blaue Ordnungsnummer, wahrscheinlich ein Uber. Eine Gruppe junger Leute steigt ein. Sie sind zu siebt.

Uwe Jessen dreht sich noch eine. Schon seit 29 Jahren fährt er Taxi.

Ohne Geduld geht's nicht, redet er sich das Warten schön. Das Spontangeschäft sei halt schwierig geworden, sagt er.

Dann sprechen ihn endlich zwei Pärchen an, die zum Café am Neuen See wollen. Sie steigen ein.

4,7 Kilometer, 4 Leute, 17,30 Euro, kein Trinkgeld.

Als er sie abgesetzt hat, kommt Uwe Jessen zurück zum Halteplatz am Mehringdamm. Fünf Taxis stehen schon dort, aber er hat keine Lust, sich wieder hinten einzureihen. Bloß nicht noch mal warten.

Also fährt er weiter ins Nova, eine Kreuzberger Kiezkeiße, die genauso in die Jahre gekommen ist wie West-Berlin und

die Taxibranche. Mit Köpi und Kippe lässt er sich auf einen Stuhl plumpsen.

Uwe Jessen lebt den alten Taxitraum: Durch die Stadt fahren, am liebsten nachts, immer dahin, wo was los ist. Für ihn, sagt er, zählt Freiheit. Jederzeit sagen zu können: Ich habe jetzt keinen Bock mehr und gehe in 'ne Kneipe.

Wobei Freiheit immer häufiger heißt: rumstehen und zusehen, wie Uber, Bolt und Free Now ihm die Fahrgäste weg-schnappen.

Und jetzt?

In Hermsdorf,

am Rand von Berlin, schaltet Gundi*, 64, in den Rückwärtsgang. Der Mercedes-Kombi, pastellgelb, oder in Taxisprache: helllefen-bein, ist schon ihr zehntes Taxi. Aus den Lautsprechern tönt „Und es war Sommer“ von Peter Maffay.

Gundi wendet, gibt Gas und fährt los, entlang gepflegter Vorgärten. Vor dem Haus von Frau Haag hält sie an. Eine Pflegekraft bringt die alte Dame zum Auto, Gundi hilft ihr, auf dem Beifahrersitz Platz zu nehmen. Dreimal die Woche fährt sie Frau Haag zur Krankengymnastik nach Tempelhof und wartet vor dem Rehazentrum, eine Stunde lang.

Während sie wartet, liest sie. Gerade klemmt in der Ablage ihrer Fahrertür Martin Suters neuester Roman „Melody“.

Gundi hat auch ein Schwarzweißfoto dabei. Sie liebt dieses Foto, weil es sie an jene Zeit erinnert, in der Taxifahren noch Glamour hatte. Als sie statt Omas Stars und Manager durchs alte West-Berlin chauffierte, als ihr Taxi nach Parfumwolken, Alkohol und dem Schweiß durchtanzter Nächte roch. Auf dem Foto fläzt sich Gundi lässig auf den Fahrersitz ihres ersten Taxis und schaut nach oben durch das Panoramadach.

Vor allem bei ihren männlichen Kollegen sorgte ihre Pose damals für Diskussionen, erzählt Gundi. So habe einer gesagt: „Auch noch in dieser Position? Noch unanständiger geht ja nicht.“ Ein anderer habe sie aufgefordert, nach Hause zu gehen, an den Herd, wo sie hingehöre.

Gundi war das egal. Gleich mit 18 hat sie den Führerschein gemacht, gleich mit 20 den Taxischein. Eher ging es nicht, denn man muss zwei Jahre Fahrpraxis nachweisen, um anfangen zu dürfen. Seit sie sechs war, träumte sie schon vom Taxifahren.

Und dann ging es endlich los, ihr wildes Taxileben.

Überraschend und frei und auch ein bisschen gefährlich.

Verdammt lange her.

Kurz vor 15 Uhr geht Gundi zur Eingangstür des Rehazentrums, wirft sich Frau Haags Handtasche über die Schulter und stützt sie auf dem Weg zum Auto. Gundi könnte auch den faltbaren Rollstuhl aus dem Kofferraum holen, den sie extra für Fahrgäste wie Frau Haag angeschafft hat. Doch Frau Haag ist stolz, dass sie die paar Meter bis zum Auto nur mit Hilfe von Gundi und einem Gehstock schafft.

Ihr Taxileben hat sich im Laufe der Jahre ganz schön verändert, wird Gundi später sagen. Erst erlitt ihr Vater mehrere Schlaganfälle, dann wurde ihre Schwester schwerkrank. Und so, wie ihre eigene Familie alterte, alterte auch die Kundschaft im Taxi. Irgendwann fuhr Gundi die Leute nicht mehr zu Clubs oder Partys, sondern zu Dialysezentren oder Onkologen.

* Gundi möchte nicht, dass ihr Nachname veröffentlicht wird. Ihr vollständiger Name ist der Redaktion bekannt.



Blick nach draußen. Gundi schaut in den Garten ihres Elternhauses, wo sie Tomaten, Feigen und Zitronen anbaut. Neben dem Taxifahren hat sie eine Ausbildung zur Fotografin und Grafikdesignerin gemacht.

Blick durch die gläserne Decke. Gundi als junge Frau in ihrem ersten Taxi.



Ohne es zu ahnen, war sie in der Zukunft der Taxibranche angekommen.

Leszek Nadolski,

58, sagt nicht, dass früher alles besser war.

Er sagt, die Mobilität habe sich verändert. Er sagt, die Guten, die würden nicht jammern. Nur die Schlechten, die würden jammern. Er sagt, es gehe immer irgendeine Tür auf, man müsse sie nur bemerken.

Wenn er über die Schlechten, also über Uber und Co., lästert, entwischt ihm höchstens mal ein „Möchtegerntaxifahrer“. Die Krise der Taxibranche? „Eine Frage der Perspektive.“

Leszek Nadolski, ein kleiner Mann mit langsamem Gang und gütigem Lächeln, ist Chef der Berliner Taxi-Innung. Als Metallarbeiter kam er Mitte der Achtziger nach Deutschland. Um sich den Meisterbrief zu finanzieren, fing er in den Neunzigern an, Taxi zu fahren. Seiner Frau erzählte er da-

mals, das sei nur vorübergehend, maximal drei Monate. Mittlerweile sind es mehr als 30 Jahre.

Die Haare an seinem Hinterkopf stehen die meiste Zeit ab, so, als hätte er sich im Schlaf unruhig umhergewälzt. Und tatsächlich schläft er oft schlecht, sagt er. Meistens geht er um 23 Uhr ins Bett und steht um 4 Uhr morgens wieder auf. Kurz darauf steigt er in sein Taxi.

Gerade aber sitzt er in der Ebersstraße in Schöneberg an einem dunklen Holztisch, im Büro der Taxi-Innung. Die Sitzflächen der Lederstühle sind schrumpelig von den vielen Hintern, die hier schon gegessen haben müssen, an den Wänden stehen Schränke in Dunkelbraun. Ein Raum wie aus der Zeit gefallen - wäre da nicht der riesige Flachbildschirm auf dem Sideboard.

Nadolski hat seinen Laptop daran angeschlossen. Die Lesebrille auf der Nasenspitze, füllt er für einen Kollegen den Antrag zur Förderung für ein Elektroauto aus. Ein Tesla-Taxi soll es sein.

Nadolski sagt, er sei nicht nur Chef, sondern alles, was er eben sein müsse. Fahrer, Freund, Vorsitzender. Und wenn es sein muss, auch derjenige, der versucht, die Taxibranche zu retten.

Im Eingangsbereich der Taxi-Innung liegt ein Haufen Papierkram. Links auf dem Tresen stapeln sich die Ausgaben der *Taxi Times* - der Zeitschrift für das Taxigewerbe. Daneben flattern lose DIN-A4-Blätter, die Uber als den Hauptsponsor der 73. Berlinale verfluchen.

Die Berliner Taxi-Innung, eine von vier Interessenvertretungen des Berliner Taxigewerbes, war mal mächtig. „2000 Mitglie-

Blick nach vorn. (v.l.) Leszek Nadolski, Chef der Berliner Taxi-Innung, Franziska Giffey, Berliner Senatorin für Wirtschaft, Energie und Betriebe, Armin Dötsch vom Sozialverband Deutschland, Herrmann Waldner, Geschäftsführer von taxi.eu.

Blick zurück. Leszek Nadolski lehnt an seinem Mercedes. Hinter ihm liegt der Flughafen Tegel, einst Treffpunkt der Berliner Kutscher, wie Nadolski seine Leute am liebsten nennt. Vor ihm liegt die ungewisse Zukunft der Taxibranche.





der zu Zeiten der Wende“, sagt Nadolski. Doch im selben Satz muss er zugeben, dass auch die Innung mittlerweile fast ausgestorben ist: „Knapp 200 Mitglieder haben wir noch.“ Und hätte Nadolski während des Corona-Lockdowns nicht diese geniale Idee gehabt, die seinen Leuten immer mehr Arbeit und ihm selbst immer weniger Schlaf beschert, dann wären es heute vermutlich noch weniger.

Die Idee: Die Taxi-Innung schließt Verträge direkt mit den Krankenkassen ab – damit sich bei Krankenfahrten weder Patienten und Patientinnen noch Fahrer und Fahrerinnen um Anträge oder Abrechnungen kümmern müssen. Die Innung übernimmt den Papierkram.

Das Berliner Taxigewerbe wäre längst tot, hätte den Kampf gegen Uber und Co. vielleicht schon verloren, gäbe es Nadolski und die Krankenfahrten nicht, sagen seine Kollegen.

Wer will, hat seit dieser Idee viel zu tun. Acht, zehn, zwölf Stunden am Tag können die Taxifahrerinnen und Taxifahrer in Berlin kranke Menschen zu Terminen kutschieren.

Doch nicht alle haben Bock darauf.

Uwe Jessen

zum Beispiel, der nachts am Mehringdamm steht und sich vor Mustafa's Gemüse Kebap eine Zigarette dreht, während leere Taxis und volle Uber an ihm vorbeifahren.

Krankenfahrten? Die fangen meist frühmorgens an, dann müsste Jessen schon um fünf Uhr aufstehen. Lieber beginnt er seine Schicht nachmittags um vier. Arbeiten, wann immer er will, das ist Freiheit.

Und die kurzen Strecken, die müssen ja auch gefahren werden, sagt er. Am liebsten fährt er rum und sammelt die Leute direkt von der Straße ein, studiert die Spielpläne der Opernhäuser und Theater, der Konzerthallen und Eventlocations. Bei Fußballspielen fährt er raus zum Olympiastadion.

Mit Krankenfahrten müsste er seinen Traum von Freiheit begraben.

Und dann ist da noch Rolf Feja, 66. Groß mit Schnauzbart, ein gemütlicher Berliner Bär. Einer der dienstältesten Kutscher der Stadt, er fährt seit 45 Jahren. Man kennt ihn in Berlin. Feja hat mal Mathe studiert, fuhr Taxi, um sich das Studium zu finanzieren – und blieb dabei. Auch er liebte das Abenteuer, die Freiheit.

Früher fuhr er am liebsten den Ku'damm hoch und runter, da konnte er noch richtig Kohle machen. Doch das ist lange her. Seit Uber, Bolt und Free Now den Markt erobert haben, lebt Feja von Stammkundschaft und Krankenfahrten.

Gerade rollt er mit seinem Elektroauto in die Einfahrt eines Dialysezentrums in Treptow, um die 88-jährige Helga abzuholen. Regen klatscht auf den Asphalt, so als würde ein wütender Nachbar einen Eimer voll Wasser vom Balkon kippen.

Feja steigt aus und stellt sich unter das Vordach, um auf Helga zu warten.

Ohne Krankenfahrten hätte er längst hingeschmissen, sagt er. Ohne Krankenfahrten hätte er den Traum vom Taxileben längst begraben.

Auf der Website

der Taxi-Innung hat Leszek Nadolski einen Live-Ticker installiert, der zeigt, wie viele Fahrzeuge auf den Straßen Berlins unterwegs sind.

Taxis in Berlin – 5606

Mietwagen in Berlin, also Uber & Co. – 4449.

Beinahe Gleichstand. Bald haben die Neuen die Alten eingeholt.

Vor fünf Jahren gab es in Berlin noch mehr als 8000 Taxis und gut 1800 Mietwagen.

Der Ticker ist Nadolskis Schrei nach Hilfe. Seine Art zu sagen: „Wir sterben.“

Blick in den Kofferraum. Für offizielle Anlässe hat Nadolski immer ein Paar schicke Schuhe dabei. Das hat er sich bei einem Geschäftsmann mit BMW und Lackschuhen abgeschaut.





Blick in die Geschichte. Alte Stadtpläne von Berlin, daneben Lothar Kubik, längstes Mitglied der Taxi-Innung. 53 Jahre ist er schon dabei.

Taxis in Berlin – 5606 Mietwagen in Berlin (also Uber & Co.) – 4449

Zum Vergleich: 2018 lag die Anzahl der Taxis in Berlin noch bei 8094 Fahrzeugen, die Zahl der Mietwagen bei 1853. In den letzten fünf Jahren ist die Anzahl der Taxis also um 31 Prozent geschrumpft, während die Anzahl der Mietwagen um 140 Prozent gestiegen ist.

Während Gundi auf dem Parkplatz vor dem Rehazentrum auf Frau Haag wartet, lehnt sie ihren Kopf an die Fensterscheibe. Draußen ist es viel zu grau und viel zu kalt für diese Jahreszeit. Gundi erinnert sich an die goldenen Taxizeiten, als Firmen wie Uber und Co. noch nicht einmal gegründet waren.

Als Taxifahren noch konkurrenzlos war. Als es den Flughafen Tegel noch gab. Als sie sich dort mit Kolleginnen und Kollegen zum Kaffee traf. Als sie jeden Morgen dort wartete, weil sie wusste: Irgendjemand will bestimmt bis nach Dresden – und sie wird an den langen Fahrten richtig gut verdienen. Bis zu 500 Mark hin und zurück.

Jene Zeit, in der Taxifahren noch aufregend und abenteuerlich und auch ein bisschen gefährlich war.

Gundi erzählt:

Vor vielen Jahren winkt ein Mann ihr Taxi am Bahnhof Zoo von der Straße. Als er einsteigt, riecht sie sofort den Alkohol

und will schon beim Gasgeben am liebsten wieder umdrehen. Fahrtziel: eine Laubenkolonie, Späthstraße in Neukölln, nahe der Mauer. Uhrzeit: kurz nach Mitternacht.

Gundi schaltet ihr Funkgerät in den sogenannten Quatschkanal. Eigentlich soll der Kanal für Notfälle freigehalten werden, die meisten nutzen ihn aber zum Plaudern. So auch an diesem Abend.

Eine andere Fahrerin will sich mit Gundi verabreden und fragt, wann sie sich treffen wollen. Gundi antwortet: „Ich weiß nicht, ob ich kommen kann – oder ob ich überhaupt kommen kann. Falls du verstehst, was ich meine.“ Doch die andere Fahrerin redet einfach weiter.

Ein Kollege schaltet sich dazwischen: „Jetzt halt doch mal die Klappe, ich möchte wissen, wo die Kollegin ist.“ Gundi gibt ihm Standort und Ziel durch.

Als sie in die Einfahrt zur Laubenkolonie abbiegt, wird sie immer unruhiger, fürchtet sich vor der Dunkelheit, dem alkoholisierten Typen und der abgelegenen Location.

Ihr Taxi rollt weiter über den Feldweg, kleine Steinchen knacken unter den Autoreifen.

Plötzlich wird Gundi von grellem Licht geblendet. Es dauert einen Moment, bis sich ihre Augen wieder an die Umgebung gewöhnt haben.

Dann sieht sie, dass schon 15 Taxis auf sie warten.

Der Kollege aus dem Quatschkanal hat die anderen informiert.

Der alkoholisierte Typ wirft Gundi vom Rücksitz aus 20 Mark zu, steigt aus und sagt: „Na, Kleene, da hattest du wohl ganz schön Schiss!“

So war das damals, sagt Gundi.

Hat also auch was Gutes, Omis und kranke Menschen zu fahren. Sowieso hat das Taxifahren sie schon immer entspannt, sagt Gundi. Wenn sie heute mit ihren Patientinnen und Patienten im Auto sitzt, dann denkt sie manchmal, sie seien einfach nur zwei Freunde in zwei Sesseln, die sich unterhalten.

Im Büro

der Taxi-Innung sitzt Leszek Nadolski wieder am dunklen Holztisch. Vor ihm: Papierstapel.

„Buchstabier noch mal“, sagt er zu einem Kollegen.

„Ermeling“, sagt der Kollege.

Nadolski: „Also E, r, m ...“

Der Kollege unterbricht ihn. „Ja, hab ich doch gesagt.“

„Aber die gibt's nich.“

„Muss es aber.“

„Also ich finde hier keine Frau Ermeling. Wahrscheinlich ist die tot, oder was?“, sagt Nadolski.

„Nein, die ist nicht tot. Ich hab sie doch gestern gefahren“, sagt der Kollege.

„Ja, ich seh hier die Unterschriften, aber ich finde keinen Patienten, dem wir die Papiere zuordnen können“, sagt Nadolski.

Er sieht erschöpft aus. Dass die Innung die Abrechnungen bei Krankentransporten übernimmt, entlastet zwar die Krankenkassen, die Patienten und Patientinnen – nur Nadolski nicht.

Er sagt, er wolle weniger arbeiten, aber er arbeitet immer mehr. An manchen Tagen denke er sogar darüber nach, bei der Innung hinzuschmeißen.

Er sagt, er wisse, dass er sich übernehme. Er sagt, seine Frau sagt, dass er Hilfe braucht. Ja, wahrscheinlich brauche er wirklich Hilfe, sagt Nadolski. Halb scherzend, halb ernst.

Für heute lässt er den Papierkram gut sein. Die Abrechnung von Frau Ermeling sucht er einfach ein anderes Mal.

Außerdem muss er sich noch vorbereiten. Am nächsten Tag trifft er Franziska Giffey, die Berliner Wirtschaftssenatorin. Auch das gehört zu seinem Job, neben dem Kleinklein der Abrechnungen – Lobbyist zu sein bei den Mächtigen. Damit es irgendwie weitergeht mit dem Taxileben.

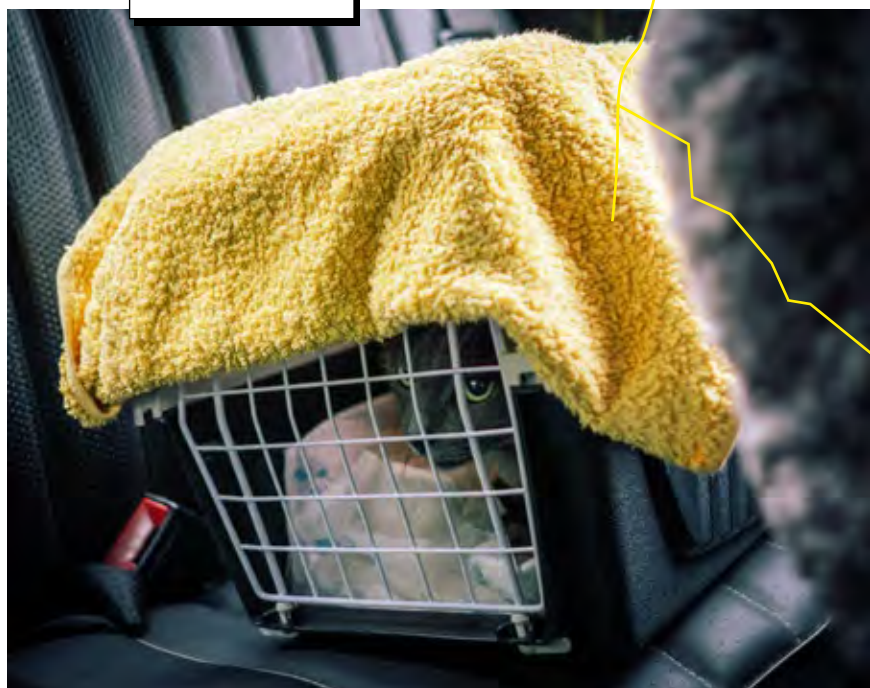
Zu jedem Treffen mit der Politik nimmt er eine Kamera mit. Eine Olympus OM-1 oder eine Canon EOS 700D. Er habe mehrere Kameras. Zum Angeben, sagt er.

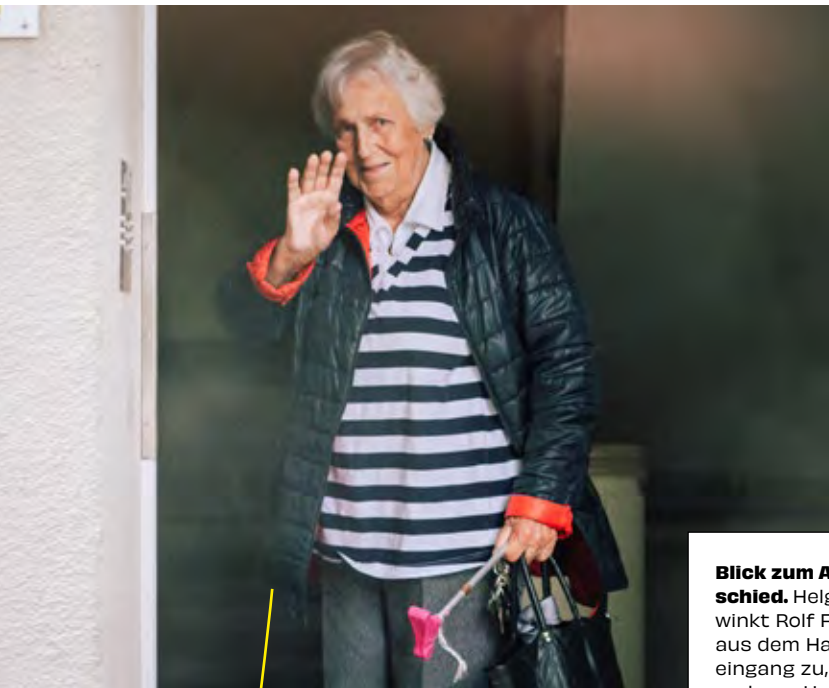
Im Türrahmen

der Taxi-Innung taucht ein alter Herr mit Karohemd, Hornbrille und Schiebermütze auf: Lothar Kubik, dienstältestes Mitglied bei der Innung. Es dauert nicht lange, bis er und Nadolski die Nasen in verstaubten Kisten vergraben.

Nadolski hat einen Karton vom Schrank heruntergeholt, vollgestopft mit Dias und alten Fotos. „Schau mal, wie schön“, sagt Nadolski und wischt mit dem Daumen über die verblasste Farbe des Fotos. Ein alter Mercedes, E-Klasse, auf dem Taxiball irgendwann Anfang der Achtziger. Jedes Jahr habe Axel Springer einen Wagen gespendet, sagt Nadolski und kramt weiter in den Zeugnissen einer Welt, die er unbedingt vor dem Untergang bewahren will.

Blick auf die Rückbank. Auch Katzen können Kundschaft sein.





Blick zum Abschied. Helga winkt Rolf Feja aus dem Hauseingang zu, in der anderen Hand hält sie ihr „pinkfarbenes Ding“.

Dann: Für eine Sekunde, vielleicht auch zwei, Stille. So als würde im Film das Bild eingefroren, weil jetzt was Wichtiges kommt.

Nadolski hat in der Kiste etwas gefunden: Eine Goldnadel, die man nach 50 Jahren Mitgliedschaft in der Innung bekommt. Lothar Kubik ist seit 53 Jahren dabei und hat immer noch keine Nadel.

Nadolski überreicht sie ihm. Unscheinbar, daumennagelklein, steckt die Taxi-Goldnadel nun an Kubiks Karohemd. Er klemmt sich noch eine Ausgabe der *Taxi Times* unter den Arm und spaziert stolz zur Tür. Ob er ihn mitnehmen solle, fragt Nadolski. Er müsse auch gleich los. Nein, er nehme die S-Bahn, sagt Kubik: „Meine Goldnadel ausführen.“

Blick durchs Fenster. Rolf Feja und Helga halten Händchen. Drei Jahre schon fährt er sie zur Dialyse.



Der nächste Tag.

Das Treffen mit Franziska Giffey steht an.

„Wieso muss immer Action sein? Wieso ist es nie entspannt?“, murmelt Nadolski mit vollem Mund in seinen Laptop, Krümel fallen auf die Tastatur.

Er beißt in sein Butterbrötchen mit Lachs, dann holt er seine schicken Schuhe aus einem Beutel und schlüpft hinein. Lesebrille in der linken, Mappe mit Unterlagen in der rechten Hand, marschiert Nadolski zusammen mit zwei Kollegen zum Büro der Senatsverwaltung.

Eine Stunde und zwanzig Minuten später sind sie fertig. Nadolski wirkt erschöpft, sagt aber, er sei zufrieden. Zufrieden, dass bis Ende des Jahres in Berlin Festpreise eingeführt werden, damit man vor der Fahrt weiß, wie viel sie kostet. Zufrieden, dass es weiterhin Geld gibt, wenn man sein Taxi zu einem Inklusionstaxi umbauen will, um Menschen mit Rollstuhl leichter befördern zu können. Zufrieden, dass man Zuschüsse erhält, wenn man ein Elektrotaxi kaufen möchte.

Zufrieden. Zufrieden. Zufrieden.

Nur blöd, dass er seine Kamera vergessen hat, weshalb es jetzt nur ein Handyfoto von ihm und Franziska Giffey gibt.

Zurück in der Innung tauscht Nadolski seine Anzugschuhe sofort gegen Sneaker. Er schaut in die Runde: „Heute könn’ wir endlich die Sau rauslassen.“ Damit meint er das Wildsau-Logo auf einer Weinflasche. Die will er heute Abend noch köpfen.

Mit Schuhbeutel in der Hand und Wildsau-Wein unterm Arm marschiert er zu seinem Mercedes. Er muss nach Mitte, eine Patientin von der Dialyse abholen.

Auf dem Weg dorthin an einer roten Ampel hält ein anderes Taxi neben ihm. Nadolski guckt rüber und sagt: „Den kenne ich gar nicht.“

Der unbekannte Taxifahrer lässt die Scheibe herunter: „Da liegt ’ne Kamera bei Ihnen auf dem Dach“, sagt er.

„Ach du Scheiße! Zum Glück fahr ich so vorsichtig“, sagt Nadolski, steigt aus, nimmt die Kamera und steigt wieder ein.

Die Ampel wird grün. Er fährt weiter. Glück gehabt.

In Treptow

wartet Rolf Feja noch immer vor dem Dialysezentrum. Als er Helga kommen sieht, hält er ihr die Glastür auf: „Helgachen, komm rin, meine Kleene.“ Sie hakt sich bei ihm unter, gemeinsam gehen sie zur Beifahrertür. Schnell läuft Feja zum Fahrersitz. Nass wird er trotzdem. Auch Helga

60 18.2023

FRIEDRICHSHAIN

98a


Blick in den Rückspiegel.

Hinter Rolf Feja liegt der alte Taxitraum, vor ihm die leere Straße nach Neukölln.

Seit dem 1. September 2023 können Taxi-Fahrgäste in München zum Festpreis fahren.

Bestellen sie das Taxi schon vor der Fahrt per App oder Telefon, fahren sie zu einem festgelegten Preis. Bei Uber & Co. ist dies schon lange möglich. Winken Fahrgäste ein Taxi vom Straßenrand heran, läuft das Taxameter weiterhin wie gewohnt mit. Laut Leszek Nadolski, dem Chef der Berliner Taxi-Innung, will Berlin noch bis Ende des Jahres mit der Festpreis-Regelung nachziehen.

setzt sich und zieht mit einem pinkfarbenen Ding, das aussieht wie eine Mischung aus Greifzange und Gehstock, die Autotür zu.

Das ist ein Schuhanzieher, sagt sie. Sie habe sich mal beide Schultern gebrochen. Seitdem sei das pinkfarbene Ding ihr ständiger Begleiter. Sie ziehe sich damit die Hosen hoch, die Schuhe an, und auch sonst sei es sehr praktisch. Sie legt ihr Kinn auf dem Ding ab und schaut den Regentropfen hinterher.

Seit drei Jahren fährt Rolf Feja Helga schon zur Dialyse.

Sie guckt ihn an. „Ich bin froh, dass ich dich hab.“

„Ach, ist doch gut, Helga“, sagt Feja und macht eine abwinkende Handbewegung.

„Am Wochenende mach ich dir was mit Apfel und Streusel. Pflaumenkuchen magste ja nicht“, sagt Helga.

Sie biegen in ihre Straße ein.

„Ick fahr dich direkt vor die Haustür, dit is ja klar“, sagt Feja und manövriert

sein Taxi durch die eigentlich viel zu enge Gasse, so nah wie möglich an Helgas Haustür heran.

Er nimmt ihre Hand: „Schönes Wochenende, meine Kleene“.

Als Rolf Feja den Rückwärtsgang einlegt, winkt Helga aus dem Hauseingang. Er wendet und macht sich auf den Weg zum Vivantes-Krankenhaus in Neukölln.

Er fährt jetzt zu seiner eigenen Dialyse.


MAKING OF
HANNAH MARA SCHMITT & SERGHEI DUVE

führen zu ihrem ersten Treffen mit dem Chef der Berliner Taxi-Innung noch mit einem Bolt. Nach der Recherche waren sie sich einig, wieder häufiger Taxi zu fahren.

Impressum

Herausgeber:

Dr. Ulrich Bausch

Die Reportageschule:

Ein Projekt der Volkshochschule
Reutlingen
Spendhausstraße 6
D-72764 Reutlingen
Tel. 07121 336182
info@reportageschule.de
www.reportageschule.de

Kuratorium:

Wolfgang Behnken, Uta-Micaela Dürig
(Vorsitzende), Dr. Hans Hammann,
Dr. Cornelia Jäger, Thomas Keck,
Dr. Claus Kleber, Annette Milz,
Reinhardt Meister, Michael Obert,
Edzard Reuter, Dr. Carl-Heiner
Schmid, Cordt Schnibben, Alexander
Smolczyk

Chefredaktion: Ariel Hauptmeier,
Philipp Maußhardt

Art Direction: Alexandra von Béry

Beratung: Wolfgang Behnken
Bildredaktion: Prof. Michael Trippel

Autor:innen:

Janina Bauer
janina_bauer@icloud.com
Anna Dotti
anna.dotti@posteo.de
Benjamin Fischer
benjamin.fischer@posteo.de
Dennis Fräsch
dennis.frasch@gmail.com
Lars Graue
lars.graue@web.de
Marie Heßlinger
marie.hesslinger@protonmail.com
Jonas Mayer
jonas.mayer@mailbox.org
Frederik Mittendorff
f.mittendorff@posteo.de
Lisa Plank
kontakt@lisaplank.de

Celine Schäfer
celine_schaefer@yahoo.com
Hannah Mara Schmitt
mail@hannahmaraschmitt.de
Laila Sieber
mail@lailasieber.de

Fotograf:innen:

Serghei Duve
sergheiduve@outlook.de
Julius Nieweler
julius-nieweler@gmx.de
Kim Zeidler
kim.c.zeidler@gmail.com
Niclas Tiedemann
mail@niclastiedemann.de
Kai Weise
info@weise-foto.de
Mo'men Mostafa
me@momen-most.de
Florian Sulzer
sulzerflorian@gmx.at
Felix Rosic
kaspar@felixrosic.de
Michael Bause
m.bause@t-online.de
Mika Grunwaldt
mika.grunwaldt@gmail.com
Tabea Kerschbaumer
tabeamariekerschbaumer@
gmail.com
Simon Belperio
simon.belperio@gmail.com
Friedhard Neumann
info@friedhard-neumann.de

Dokumentation:

Günther Garde

Lektorat:

Andreas Feßer

Lithografie:

Alexander Langenhagen
Edelweiss-Publish

Organisation:

Stefan Junger

Bildnachweis:

S. 84/85: Adobe Stock / ©Nikola

Druck:

Gutenberg Beuys
Feindruckerei GmbH
Hans-Böckler-Straße 52
30851 Langenhagen
www.feindruckerei.de

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck,
Aufnahme in Online-Dienste und
Internet sowie Vervielfältigung auf
elektronischen Datenträgern be-
dürfen der vorherigen schriftlichen
Zustimmung des Herausgebers.

Wir danken:

Wolfgang Behnken
Behnken, Becker + Partner, Hamburg
Prof. Michael Trippel
Hochschule Hannover,
Studiengang Fotojournalismus

REPORTER GESUCHT (M/W/D)

Storys schreiben, die nachhallen.
Etwas bewegen. Von den Besten der
Branche lernen. Sich ein Jahr ohne
Kompromisse dem Schreiben widmen.
Idealismus und Abenteuer. Du hast
erste Erfahrungen im Journalismus
gesammelt, jetzt willst du vorankommen,
als Mensch, als Autorin.

Bist du bereit für die Reportageschule
in Reutlingen? Dann bewirb dich:
www.reportageschule.de